

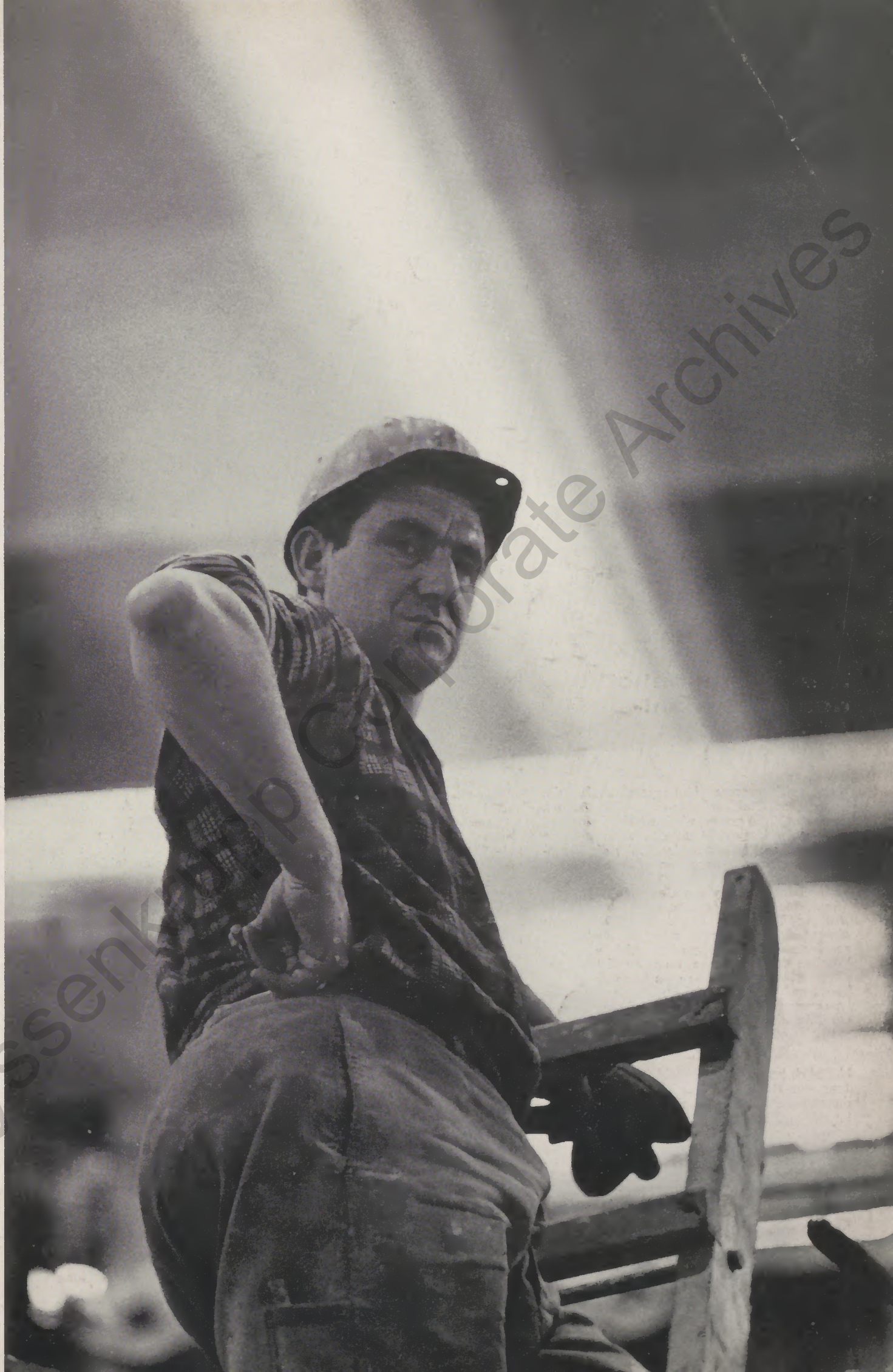
2

FEBRUAR

1963

WIRTSCHAFTSZEITSCHRIFT
FÜR RUHRSTAHL
• NUR FÜR DIE
BETRIEBSANGE-
HÖRIGEN • L 5991 E

RUHRSTAHL





Randbemerkung

Faszinierende Technik

Man sagt Männern – wohl nicht zu Unrecht – ein starkes Interesse an mechanischem Spielzeug nach. Ausdruck dafür ist zum Beispiel die elektrische Eisenbahn. Aber auch im Berufsleben erlahmt dieses Interesse nicht. Es genügt das Auftauchen eines größeren „technischen Spielzeuges“ – wie des Schaufelladers auf unserem Bild – und vergessen ist die mitunter viel kompliziertere Technik des eigenen Arbeitsplatzes. Gegen diese Faszination der Technik kann man wohl nicht viel tun, außer man läßt es nach ein paar Minuten genug sein und denkt wieder an die eigene Arbeit. Und das ist ja wohl in der Regel der Fall.

Foto: Ahlborn

...bei Gelegenheit des Rheinstahl-Aktionärsbriefs

Wenn sich unsere Muttergesellschaft, die Rheinischen Stahlwerke, publizistisch äußert, dann horcht die gesamte Wirtschaftspresse auf, zählt doch Rheinstahl zu den zehn größten Unternehmen Westdeutschlands. Als die Rheinstahl-Verwaltung Anfang Januar ihren zur Tradition gewordenen Aktionärsbrief über den Verlauf des vergangenen Geschäftsjahres veröffentlichte und in dieser ersten, noch vorläufigen Bewertung des Jahres 1962 sogar einige durchaus positive Töne anklangen, reagierte selbst die Börse freundlich. In diesen Wochen der Stahlflaute, da nur auf Moll gestimmte Nachrichten aus dem Kreis der Stahlkonzerne dringen, sind selbst kleine Kursverbesserungen schon beachtlich und werden von der Öffentlichkeit mit um so größerer Aufmerksamkeit beobachtet.

Natürlich hat auch Rheinstahl im vergangenen Jahr die rückläufige Konjunktur in verschiedenen Bereichen deutlich zu spüren bekommen. Im Aktionärsbrief – den wir auf Seite 11 veröffentlichen – heißt es jedoch, daß sich der Konjunkturverlauf im Durchschnitt aller Fertigungszweige weiter auf hohem Niveau bewegt habe, wobei sich aber die branchenmäßigen Differenzierungen verstärkt hätten. Hierzu stellt die Rheinstahl-Verwaltung fest: „Im Rahmen dieses buntscheckigen Konjunkturbildes hielt sich der Geschäftsumfang unseres Unternehmens dank der weitgestreuten Erzeugungsprogramme auf einem durchaus befriedigenden Stand. Hierbei kam uns das gute Auftragspolster zu Beginn des Geschäftsjahres (1962) zustatten...“ Wenn man in dem Aktionärsbrief weiter liest, daß der Rheinstahl-Umsatz im Jahr 1962 praktisch die gleiche

Höhe wie im noch recht guten Jahr 1961 – nämlich 3,5 Mrd. DM (einschl. Gussstahlwerk Witten) – erreichen konnte, dann wirkt der oben angeführte Satz aus dem Aktionärsbrief fast wie eine Untertreibung.

Bei rückläufiger Konjunktur die Umsatzhöhe zu halten, das ist eine beachtliche Leistung. Auch die Erzeugungsziffern hielten sich 1962 in verschiedenen Bereichen etwa auf der Höhe von 1961, in einigen Bereichen lagen sie sogar noch darüber, etwa bei Rohstahl, Walzwerkserzeugnissen und Koks.

Indes, die Rheinstahl-Verwaltung macht in ihrem Aktionärsbrief kein Hehl daraus, daß die Ergebnisentwicklung zu wünschen übrigließ. Sie schreibt hierzu: „Die eingetretene Mehrbelastung innerhalb der Personalaufwendungen (Löhne, Gehälter, Sozialabgaben) für rund 85 000 Rheinstahl-Mitarbeiter wiegt schwer. Sie konnte im abgelaufenen Geschäftsjahr durch Produktivitätssteigerungen unmöglich aufgefangen werden. Das Ertragsbild weist somit gegenüber dem Vorjahr, dessen Jahresgewinn neben der Dividendenausschüttung einen Spielraum zur inneren Stärkung des Gesamtunternehmens bot, gezwungenermaßen eine Abschwächung auf...“

Wenn die Rheinstahl-Verwaltung dennoch hofft, für 1962 mit einem befriedigenden Gesamtergebnis aufwarten zu können, so dürfte dieser vorsichtig geäußerte Optimismus vor allem darauf gegründet sein, daß die Ertragskraft der Rheinischen Stahlwerke als Ganzes natürlich stärker ist als die Ertragskraft ihrer Konzernwerke im einzelnen.

Wie schon vor vier Jahren bewährt sich auch diesmal wieder die vertikale Struktur der Rheinischen Stahlwerke: Kohle – Eisen – Stahl – Walzserzeugnisse – Weiterverarbeitung (Maschinenbau, Fahrzeugbau, Schiffbau usw.). Während nämlich die Rheinstahl-Zechen trotz laufender Erhöhung der Schichtleistung im Rahmen der allgemeinen Bergbaustrukturkrise seit Jahr und Tag ein Sorgenkind der Konzernverwaltung sind und bei Eisen und Stahl in der zweiten Jahreshälfte 1962 schon die ersten

deutlichen Zeichen einer Flaute spürbar wurden, blieb die Beschäftigung in den verschiedenen Werken der Weiterverarbeitung z. T. noch sehr gut, im Durchschnitt immerhin noch gut bis befriedigend.

*

Über die Aussichten des Geschäftsjahres 1963 sagt der Aktionärsbrief natürlich nichts. Angesichts der Stahlflaute, die ja im Rheinstahl-Bereich nicht nur auf der Henrichshütte, sondern auch in den Rheinischen Eisenwerken Mülheim/Meiderich und den Eisenwerken Gelsenkirchen zu Produktionseinschränkungen – und damit zu Arbeitseinschränkungen – geführt hat, und im Hinblick auf die abgeschwächte Investitionsgüterkonjunktur, die sich auch auf den Auftragseingang im Weiterverarbeitungsbereich auswirkt, ist man mit Fug und Recht vorsichtig in der Beurteilung der künftigen Entwicklung. Niemand weiß mit Sicherheit, wann es wieder bergauf geht.

*

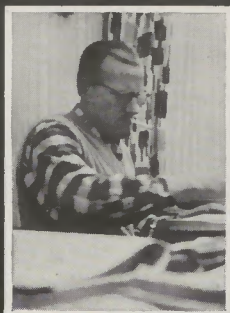
Mag sein, daß mancher Hüttenmann bei der Lektüre dieses Artikels sagen wird: „Was nutzt mir die ganze Krisenfestigkeit von Rheinstahl, wenn ich hier auf der Hütte Sorge um meinen Arbeitsplatz haben muß.“ Dieser Satz ist nur insofern berechtigt, als die Krisenfestigkeit des Gesamtunternehmens niemals eine hundertprozentige Garantie auch für den letzten Arbeitsplatz darstellen kann. Es dürfte aber dem einzelnen doch schon ein Gefühl der Sicherheit geben, wenn er weiß, daß er zu einem Unternehmensverbund gehört, der den rauen Wettbewerbswinden ebenso wie den Unberechenbarkeiten des Konjunkturverlaufs auch auf die Dauer gewachsen ist. Wer heute kurzarbeiten muß, darf sicher sein, daß man über kurz oder lang wieder seine ganze Arbeitskraft brauchen wird.

Das Geschäftsjahr 1963 ist noch jung. Es mag noch allerlei Überraschungen bereithalten – gewiß auch ein paar gute.

Heiko Philipp

Inhalt

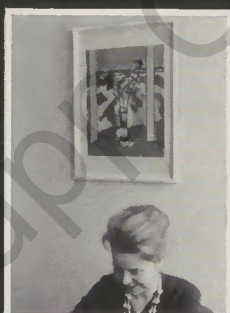
- Seite 2**
Redaktionskommentar:
... bei Gelegenheit des
Rheinstahl-Aktionärsbriefs
- Seite 3**
Thema: Abstraktes
- Seite 4-9**
Reportage:
Assistenten müssen alles können
- Seite 10**
Professoren der TH Aachen
besuchten die Henrichshütte
- Seite 11**
Rheinstahl hielt Umsatz
- Seite 12/13**
Arbeit und Arbeiter in der
bildenden Kunst
- Seite 14**
Gut Freund mit der Arbeit?
- Seite 15**
Henrichshütte:
Sozialabteilung zog um
- Seite 16/17**
Annener Gussstahlwerk:
Riesige Zylinderausbohrmaschine
wurde vorgestellt
- Seite 18/19**
Rheinstahl: Maecenas lebt noch
- Seite 20/21**
Unfallschutz Annen:
Unfallsituation hat sich gebessert
- Werksarzt:**
Kälte brachte Krankenrekord
- Beilage zu diesem Heft:**
Die kleine Ruhrstahl-Zeitung



Über die Arbeit der Assistenten wird meist wenig gesprochen. Wir sind deshalb in dieser Ausgabe den Problemen der Assistenten, ihrer Stellung im Betrieb nachgegangen. Unsere Beobachtungen lesen Sie auf den Seiten 4-9. Für die Bildgeschichte dieser Seiten begleitete die Kamera einen Assistenten im Stahlwerk, Ing. Gordon, bei seiner Arbeit.



Das Annener Gussstahlwerk war am 18. Januar Treffpunkt von Maschinenbau-Fachleuten aus allen Teilen der Bundesrepublik. Anlaß war die Vorstellung einer riesigen Zylinderausbohrmaschine, die in Art und Größe einmalig sein dürfte. Diese Maschine wurde vom Annener Werkzeugmaschinenbau hergestellt, das als Hille Werkzeugmaschinen GmbH firmiert (S. 16/17)



Das Aquarell „Anemone vor Strandlandschaft“ von Carl Fimmen ist eines der 36 Bilder, die für das Rheinstahl-Verwaltungsgebäude angekauft wurden. Auf den Seiten 18/19 lesen Sie, wie es zum Kauf dieser Bilder kam. Außerdem berichten wir über den Besuch bei drei Essener Künstlern, von denen Bilder für Büroräume des Rheinstahl-Hochhauses angekauft wurden.

Titelfoto

Porträt im Stahlwerk

Unser Titelfoto enthält nichts, was besonders typisch für das Stahlwerk wäre. Es zeigt keinen flüssigen Stahl, nicht die Anstrengung der Arbeit, nur einen Pfannenmaurer in einem Augenblick der Ruhe. Er blickt etwas skeptisch in die Kamera, und Betrachter mit viel Sinn für Symbolik könnten meinen, daß sein skeptischer Gesichtsausdruck gut zu der augenblicklich nicht eben rosigen wirtschaftlichen Situation der Stahlindustrie passe. Schön wäre es, wenn der in diesem Bild unübersehbare „Silberstreif am Horizont“ in Wirklichkeit ebenso ausgeprägt wäre. — Aber eigentlich hatten wir bei der Auswahl des Bildes gar nicht an diese Symbolik gedacht.

Foto: Ahlborn



Zwei Beiträge in dieser Ausgabe der Werkzeitschrift befassen sich mit dem Thema „Kunst“ unter verschiedenen Aspekten: Die Studie von Victor Kalinowski bietet kunst-historische Gedanken zu dem Thema „Arbeit und Arbeiter in der Kunst“, während der Artikel „Maecenas lebt noch“ über eine Rheinstahl-Aktion berichtet, hinter der die Idee steht, daß zeitgenössische Architektur und Kunst zusammengehören. Der dritte Aspekt zu diesem Thema ist mehr persönlich, geht es hier doch ganz schlicht um die Frage: Wie halten wir es mit der zeitgenössischen Kunst?

Wer an dieser Stelle die Lektüre mit der Bemerkung „Moderne Kunst ist nichts für mich“ zu beenden geneigt ist, sollte noch eine Minute ausharren, um sich einer gewissen Inkonsistenz in seiner Stellung zur Kunst bewußt zu werden. Unbestreitbar ist, daß moderne Kunst um so heftiger auf Ablehnung stößt, je weniger gegenständlich ihre Themen sind. Warum eigentlich? Die gleichen Menschen, die ungegenständliche, also abstrakte Malerei ablehnen, weil sie keinen Gegenstand enthält, „bei dem man sich etwas denken kann“, haben zumeist gar nichts gegen moderne Architektur, gegen moderne Möbel, und seltsamerweise haben sie noch nicht einmal etwas gegen moderne Kunst, solange sie in Form von angewandter Graphik — etwa in Plakaten — geboten wird. An alles dies hat man sich gewöhnt, es ist Bestandteil des „modernen Lebens“ geworden. Nur ungegenständliche Bilder lehnt man konsequent ab. Die Vorstellung gar, ein solches Bild an einer Wand der eigenen Wohnung hängen zu haben, wird von vielen Menschen allen Ernstes mit einem schwerwiegenden geistigen Defekt gleichgesetzt.

Macht sich da nicht eine gewisse Inkonsistenz bemerkbar, die darauf hindeutet, daß wir vielleicht einfach nur die falsche Art der Annäherung an die moderne Kunst haben? Ein Erlebnis des Malers Werner Graeff, über den mehr in dem Artikel „Maecenas lebt noch“ zu lesen ist, soll das erklären: Ein in Kunstdingen völlig unbewandelter Mann hatte seine Wohnung neu eingerichtet und kam zu Werner Graeff, weil er meinte, zu seiner Wohnung passe eben „so etwas Existenzialistisches“. Mit Graeffs abstrakten Bildern konfrontiert, stellte er die Frage: „Was soll denn das nun darstellen?“ Und erhielt als Antwort: „Nichts, jedenfalls nichts Gegenständliches.“ Und dann erklärte der Maler seinem Besucher, daß er sich beim Hören von Musik doch vermutlich auch nichts Gegenständliches vorstelle, sondern die Töne nur auf sich wirken ließe. Das gleiche gelte auch für Bilder, besonders die ungegenständlichen: Man sollte nur Form und Farben auf sich wirken lassen. Aus diesem Besucher wurde ein Liebhaber der modernen Kunst, ja der abstrakten Malerei. Vielleicht sollten es auch eingeschworene Feinde moderner Kunst unter unseren Lesern einmal mit einer unvoreingenommenen, durch nichts belasteten Betrachtungsweise versuchen.

Gute Gelegenheit wäre der Besuch einer Ausstellung von Werner Graeff im Frühjahr in der Städtischen Kunstgalerie Bochum.

Diejenigen unserer Leser, die nicht so lange warten wollen, möchten wir auf eine andere Ausstellung in Bochum aufmerksam machen. Unter dem Titel „Profile I — Strukturen und Stile“ wurde Ende Januar in der Städtischen Kunstgalerie eine Ausstellung eröffnet, mit der versucht wird, die Werke moderner Künstler gruppenweise zu benennen und nach Stilarten einzuordnen. Vielleicht werden Sie mit den Titeln der einzelnen Gruppen nicht einverstanden sein, denn wer kann sich so recht etwas unter der Gruppe: „Von der Metaphysik der Materie zum metaphysischen Raum“ vorstellen. Sonst jedoch ist die Ausstellung interessant — auch für jemand, der moderne Kunst erst kennenlernen möchte. Ein Tip: vielleicht wäre es gut, bei der heiteren und verspielten Gruppe „Struktur der Wiederholung“ anzufangen.

H. Ahlborn

Assistenten müssen alles können

Notizen über eine
Mitarbeitergruppe,
über deren Arbeit
meist wenig
gesprochen wird



Assistenten müssen nicht nur in der Lage sein, die Probleme ihres Betriebes zu lösen auch „gut zu Fuß“ sein. Ingenieur Gordon auf seinem Weg durchs Stahlwerk ▲ und bei Versuchen zur Verbesserung von Pfannenstopfen ▼

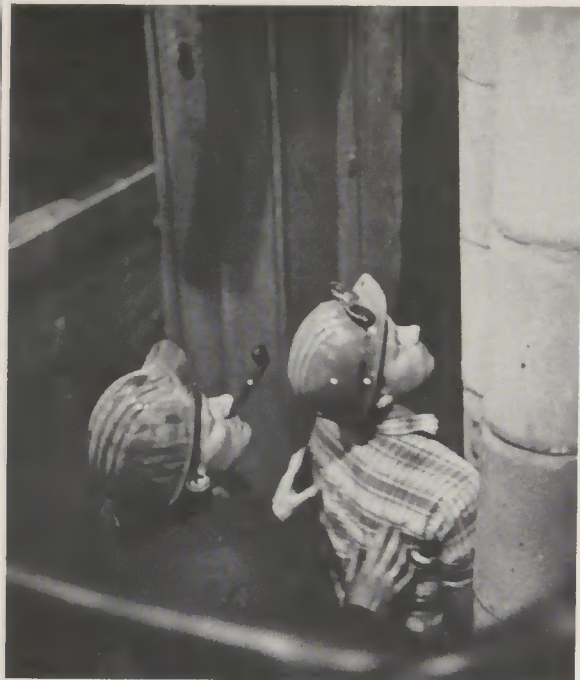
Wohl jeder unserer Mitarbeiter weiß, was ein Assistent ist. Fragt man bei Kollegen in den Betrieben nach präziseren Vorstellungen, dann ist es noch am einfachsten, sich auf die Definition zu einigen, Assistenten, das seien die jungen Ingenieure, die von der Hochschule in den Betrieb kämen. Das ist sicher nicht falsch, aber weiß man damit wirklich, was ein Assistent ist?

Was ist nun ein Assistent? Das Wort ist von dem lateinischen Verb „assistere“ abgeleitet und bedeutet auf Deutsch „helfen“, „beistehen“. Als Helfer oder Beistand der Betriebsleitungen beginnt die berufliche Laufbahn eines Ingenieurs. Das ist in den meisten Fällen nicht anders, als wenn ein Mensch nach gründlicher, aber vorwiegend theoretischer Unterweisungen in den Schwebbewegungen ins Wasser geworfen wird, wo er nun zeigen soll, daß er schwimmen kann.

Und nicht viel anders wird den meisten jungen Ingenieuren zumute sein, wenn sie ihre Arbeit als Schichtassistent aufnehmen. Jahrelang haben sie Wissen in sich aufgespeichert, Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik, Mineralogie, die theoretischen Grundlagen ihrer Fachrichtung und vieles andere mehr. Kommen sie in den Betrieb, sehen sie sich plötzlich – mitunter wohl auch im Vollgefühl ihres theoretischen Wissens – als Vorgesetzte einer Schar von Menschen gegenüber, die zwar oft von der Theorie gar nicht soviel wissen, die aber vielfach eine untrügliche Witterung haben, was in welcher Situation zu tun ist, die sicher reagieren und die gelernt haben, die praktischen Alltagsprobleme ihres Betriebes zu lösen. Und oft – wie sollte es bei der menschlichen Natur anders sein – „tasten“ sie ihren neuen Vorgesetzten „ab“, indem sie ihn diese Überlegenheit fühlen lassen.

An diesem Punkt beginnt für den frischgebackenen Assistenten eine bedeutsame Wandlung vom „Greenhorn“ zum Betriebsmann, von dem mehr verlangt wird, als daß er sein Fach be-





▲ Probleme bei der Pfannenstopfentrocknung

herrscht. In der hochentwickelten Industrie unserer Tage ist für die berufliche Weiterentwicklung eines Assistenten seine charakterliche und menschliche Qualifikation zur Menschenführung mindestens ebenso wichtig wie sein fachliches Können. Doch gleichzeitig mit der Entwicklung zum „Betriebsmann“, während der der junge Assistent seine erste Verantwortung übernimmt, Entscheidungen fällt, zeigt, ob eine Führungskraft von Morgen in ihm steckt, geschieht noch etwas, das kennzeichnend für die heutige Industrie ist: Das „Zusammenraufen“ einer neuen Gemeinschaft, in der angesichts

Assistenten müssen alles können

▼ Assistenten müssen auch zupacken können

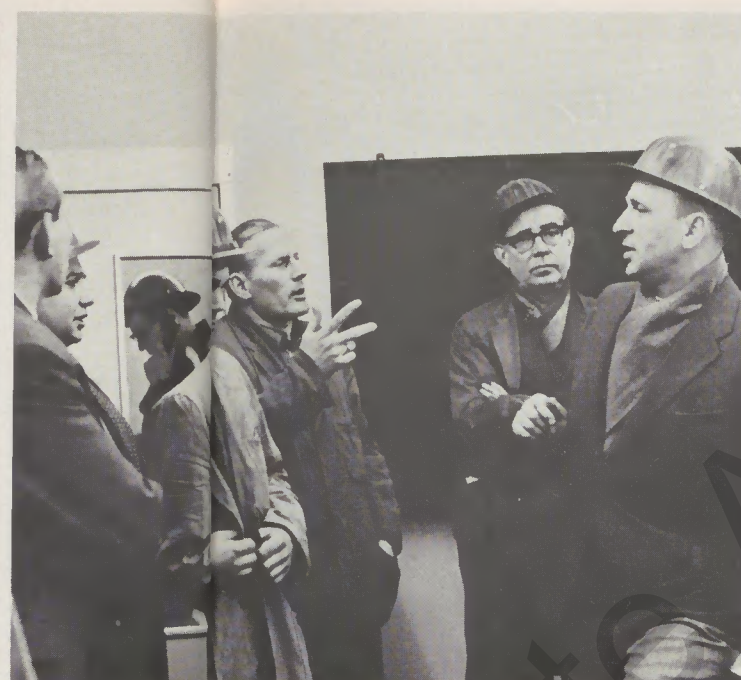


▲ Technische Erläuterungen für Mitarbeiter in der Gießgrube

der immer komplizierteren technischen Produktionsverfahren jeder auf den andern angewiesen ist, keiner ohne den andern auskommen kann. Weder der „Praktiker“ noch der „Theoretiker“.

Auch in diesem Bericht ergänzen sich Theorie und Praxis in ihrer Verschiedenheit. Da ist z. B. Ing. Rudolf Gordon, Assistent im Stahlwerk, ein Mann der Praxis. Fotografische Notizen seiner Arbeit stellen auch den Bildteil dieses Berichtes. Gordon ist sicher nicht der Typ des jungen Ingenieurs, der frisch von der Hochschule kommt, und wahrscheinlich ist er diesem Typ nie sehr nahegekommen. Als er nach dem Krieg sein Studium als Fachschulingenieur aufnahm, war er bereits älter, als heute die Hochschulabsolventen sind, wenn sie ihre erste Stelle in der Industrie antreten. Seit 1955 arbeitet Gordon im Stahlwerk der Henrichshütte. Als Vorgesetzter bei der Belegschaft anerkannt, seiner charakterlichen und technischen Qualitäten wegen gleichermaßen angesehen, gehört der einstige Stukaflieger zu den Stützen des Betriebes. Sieben Jahre sowjetischer Kriegsgefangenschaft mögen diesen Mann, der heute mit Anfang Vierzig zu den „Senioren“ unter den Betriebsassistenten zählt, mitgeformt haben. Er besitzt das, was junge Hochschulabsolventen

▼ An der Vakuumanlage wird eine Versuchsschmelze entgast



▲ Abstimmung Stahlwerksfragen auf der täglichen Betriebsbesprechung

im allgemeinen erst mit den Jahren der Erfahrung erwerben können: menschliche Reife.

Fast scheint es, als gehörten zu jedem Betrieb mit seinem ganz spezifischen Klima und seinen besonderen Anforderungen jeweils ein ganz bestimmter Menschentyp. So ist Ing. Gordon genauso unverwechselbar Stahlwerks-Ingenieur wie die beiden 1. Assistenten des SM- und Elektro-Stahlwerkes Sornberger und Lesching. Sie versuchen nicht, den Eindruck von „Studierten“ zu erwecken. Wozu das auch in einem Betrieb, in dem die Autorität von anderen Qualitäten abhängt. – Und der Staub des Stahlwerkes haftet allen gleichermaßen an: Arbeitern, Meistern und Ingenieuren. Die jüngeren Schichtassistenten haben in den beiden 1. Assistenten Ratgeber, an die sie sich mit allen Problemen wenden können. Und Probleme gibt es für die jungen Ingenieure in jeder Schicht mehr als genug zu lösen. Natürlich bleibt in riskanten Situationen – während der Nachtschicht zum Beispiel – immer noch der Griff zum Telefon, um den 1. Assistenten herauszuklingeln. Selbst dieser wird mitunter den Betriebsleiter mobilisieren. Und wenn es gar ganz brenzlich wird, daß der Betriebsleiter die Entscheidung selbst fällen. Er trägt schließ-

▼ Eine Schlackenprobe untersucht werden Tiefer Blick in die Pfanne ▶



lich die Gesamtverantwortung für alles, was im Betrieb geschieht.

„Eine gute Schule für einen Ingenieur ist zunächst eine Assistentenstelle in einem kleineren Betrieb“, meint Obering. Stahlwerkschef Habbig, der auf dem Standpunkt steht, jeder Assistent müsse jeden einzelnen seiner Leute namentlich und persönlich kennen. „Ich habe damals als Assistent selbst die Lohnlisten geführt, der Betriebsleiter verwies alle Personalangelegenheiten an mich. Auf diese Weise lernt man schneller Verantwortung zu tragen.“

Und Verantwortung ist das wichtigste, was ein junger Ingenieur zu lernen hat. Sicher ist das in der Überschaubarkeit eines kleinen Betriebes leichter. In einem großen Betrieb ist die Gefahr größer, daß ein Assistent mangels speziell auf ihn übertragener Verantwortung nur „Mittläufer“ bleibt und nie das Rüstzeug für seine Entwicklung zum Vorgesetzten zusammenbekommt. Aber auch in einem großen Betrieb – und das Stahlwerk der Henrichshütte mit seinen mehr als 1000 Mitarbeitern ist ja wohl ein großer Betrieb – läßt es sich einrichten, daß ein Assistent eine bestimmte Verantwortung übertragen bekommt. So fährt Dipl.-Ing. Fleisch seit einem halben Jahr die Vakuumanlage,





▲ Nach der Schichtbesprechung. Inzwischen sind wieder neue Probleme aufgetaucht

Dipl.-Ing. Velikonja spezialisiert sich auf metallurgische Fragen und Auswertungen, und Ing. Gordon, der jahrelang als Schichtassistent eingesetzt war, ist seit etwa einem Jahr als Assistent für besondere praktische Aufgaben in der Gießgrube zuständig. Zu seinem Aufgabenbereich gehören die Überwachung der Pfannen- und Schlackenwirtschaft, die Durchführung des Gießstrahlschutzes, vorbereitende Arbeiten für eine Blockkopfheizung, Erprobung von feuerfestem Material und Gießhilfsmitteln der verschiedenen Hersteller, und nicht zuletzt muß er auch die Vakuumanlage fahren und andere Assistenten in besonderen Fällen vertreten können.

Wir haben Ing. Gordon während einiger Tage bei seiner Arbeit im Stahlwerk begleitet, und wir waren nicht nur erstaunt, wie vielseitig seine Arbeit ist, sondern auch darüber, wieviel „Beinarbeit“ sie erfordert. Zehn, fünfzehn Kilometer pro Schicht, oder noch mehr? Assistenten scheinen nicht nur alles können zu müssen, sie müssen auch „gut zu Fuß“ sein.

Mitunter kann man in den Betrieben wenig schmeichelhafte Meinungen über „die Assistenten“ hören. Von denselben Leuten kann man übrigens dieselben Meinungen über jede Gruppe von Vorgesetzten hören, über Vorarbeiter, Meister, Betriebsleiter usw. – was wohl auf einen Zug in der menschlichen Natur hindeutet, die bemüht ist, die eigene Bedeutung auf Kosten anderer zu vergrößern. Zugleich läßt die Ansicht, Assistenten seien ein luxuriöser Ballast für den Betrieb, auf ein erschreckend geringes Verstehen der Eigenarten eines modernen Industriebetriebes schließen. Es mag

**Assistenten
müssen
alles
können**

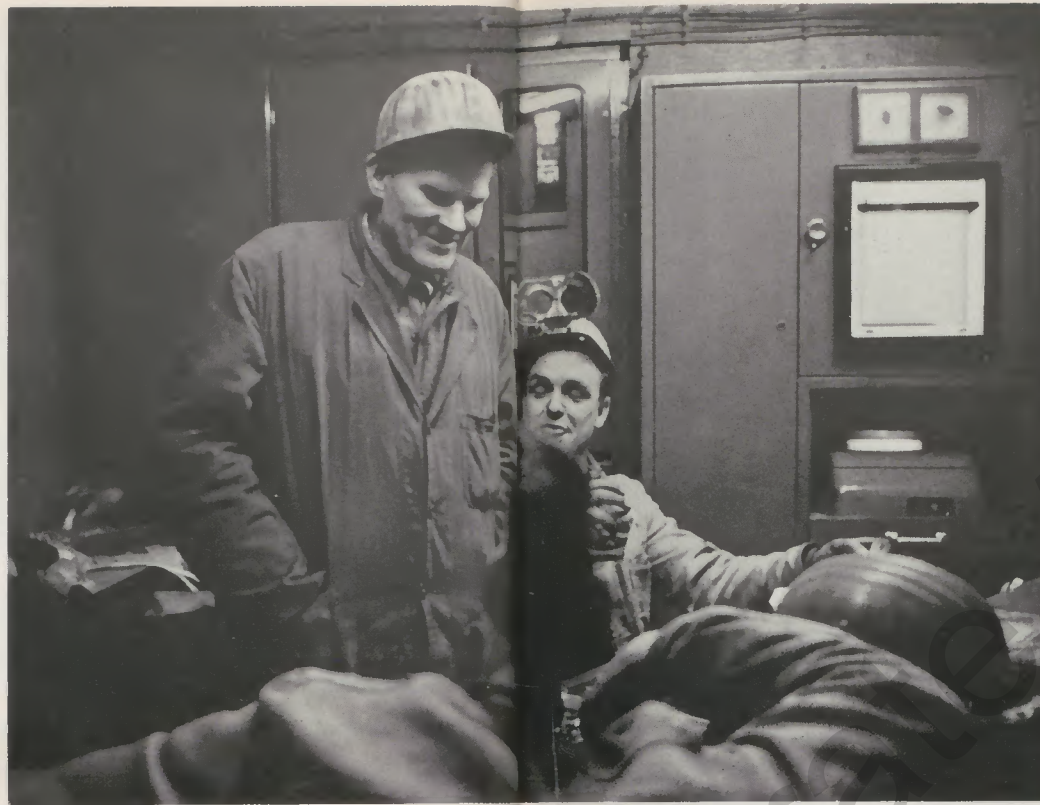
sein, daß noch vor Jahrzehnten die Meinung vom „Luxus des Assistenten“ für den gerechtfertigt schien, der nicht einsehen mochte, daß ein Betrieb seine späteren Führungskräfte heranzubilden mußte, daß irgendwo in der Betriebs-hierarchie ein Startpunkt für den Nachwuchs sein mochte. Manche mochten das übersehen, weil sie nur sahen, daß das, was ein Assistent bei seinem Eintritt an praktischem Können mitbrachte, von andern genauso gut, wenn nicht besser beherrscht wurde.

Zwar ist nach wie vor die Assistentenzeit eine harte Lehrzeit, in der der junge Ingenieur „Farbe bekennen“ muß. Zugleich kann der enge Kontakt mit den Arbeitern beim Schichtbetrieb sein Verständnis für die Belange einer Wechselschichtbelegschaft vertiefen. Aber diese Zeit ist auch eine einmalige Chance, theoretisches Wissen in der Praxis zu erhärten und sich jenes Rüstzeug anzueignen, ohne daß ihm eine Führungsposition auf höherer Ebene verschlossen bleibt.

Darüber hinaus hat der Assistent jedoch eine weitere Bedeutung bekommen, die eingangs schon gestreift wurde: Die neue Technik ist so kompliziert und vielseitig geworden, daß es einfach unmöglich ist, sie ohne theoretische Schulung allein „aus der Erfahrung heraus“ zu beherrschen. Die technischen Prozesse werden immer mehr verfeinert, immer differenzierter, und im gleichen Maße verstärkt sich die Bindung der Industrie an die angewandte Forschung. Vielfach wird diese Forschung von Hochschulen und Industrieunternehmen gemeinsam betrieben.

In dieser Entwicklung muß der Assistent mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung die „Um-schlagstelle“ sein, über die diese Verbindung zwischen Forschung und Produktion in die Betriebe getragen wird. Er lebt in so enger Tuchfühlung mit den Männern der Praxis, daß es seine Aufgabe ist, diesem neuen Geist der Technik in den Betrieben zum Durchbruch zu verhelfen.

Der Assistent hat das abstrakte und wissenschaftliche Denken voraus. Die Männer, die „von der Pike auf“ gedient haben – an ihrer Spitze die Meister – beherrschen die großen und kleinen Kniffe der Praxis. Beide Typen ergänzen sich in idealer Weise. Und beide sind für die Leistungsfähigkeit eines modernen Industriebetriebes, für die Qualität seiner Erzeugnisse gleich wichtig und gleich unentbehrlich.



▲ Zuweilen wird auch über Dinge gesprochen, die im Werk und Produktion nichts zu tun haben



▲ Immer wieder gibt es technische Probleme. Hier ist es ein „angefressener“ Pfannenstopfen





Ein Blick in den Elektroofen: Der Rektor der TH Aachen Prof. Dr. Schmeisser, Prof. Dr. Spolders und Hüttendirektor Schulte (v. l. n. r.) im Stahlwerk

Professoren der TH Aachen besuchten die Henrichshütte

Die Zahl der Werksbesucher der Henrichshütte geht alljährlich in die Tausende: Schulklassen, Akademie-Teilnehmer, Bundeswehreinheiten, Studentengruppen, Abordnungen und befreundeter Unternehmen, Meisterlehrgangsteilnehmer u. a. In bunter Reihenfolge füllen sie den Besuchskalender dieses hochinteressanten Hüttenwerks, dessen für die Bearbeitung schwerster Werkstücke eingerichteter Weiterverarbeitungsbereich noch eine zusätzliche Attraktion für die Besucher – Laien wie Fachleute gleichermaßen – darstellt.

Unter den verschiedenartigen Besuchergruppen sind dem technischen Vorstand wohl jene am stärksten verbunden, die aus Aachen kommen: Prof. Dr.-Ing. Spolders, Lehrbeauftragter für das Eisenhüttenwesen an der Technischen Hochschule Aachen und Honorarprofessor dieser akademischen Hochburg für Berg- und

Hüttenleute, hat seit vielen Jahren einen sehr engen Kontakt zur TH Aachen, der in vielfältiger Weise auch dem technischen Fortschritt unserer Werke zugute gekommen ist.

Als sich Rektor, Prorektor und Senat der TH Aachen für den 25. Januar zu einem Besuch auf der Hütte angesagt hatten, war dies eine gute Gelegenheit, die Verbundenheit zwischen Theorie, d. h. Forschung und Lehre, und Praxis, d. h. der rauen Wirklichkeit des Eisenhüttenwesens, festzustellen. Dieser Besuch der Magnifizienz aus Aachen und seines Senats am 25. Januar kam aber nicht von ungefähr: Er sollte Anlaß sein zu einer Würdigung der Verdienste von Prof. Dr. Spolders um das Eisenhüttenwesen; er hatte wenige Tage vorher sein 65. Lebensjahr vollenden können.

*

An der Vakuumanlage: Das Interesse verriet die enge Verbindung zwischen Hörsaal und Industrie



Mit großer Freude begrüßte Prof. Dr. Spolders am Vormittag des 25. Januar Magnifizienz Prof. Schmeisser, Prorektor Prof. Winterhager und die fast vollständig versammelten Senatsmitglieder der Hochschule, unter denen wir übrigens auch eine Dame entdeckten, Frau Prof. Schächner, Ordinarius für Mineralogie an der Aachener TH.

Vor dem Werksrundgang, an dem neben Dir. Geist vom Rheiinstahl-Vorstand auch die übrigen Ruhrstahl-Vorstandsmitglieder teilnahmen, gab Werksleiter Dir. Laermann den Gästen einen Überblick über die lange und wechselvolle Geschichte der Hütte und erläuterte den technischen Aufbau des Werkes sowie das Produktionsprogramm. Anschließend bestieg man einen bereitstehenden Bus, und los ging's zur ersten Besichtigungsetappe, zum Stahlwerk. Hier fand der Abstieg des E-80 und die Evakuierung einer Stahlcharge durch die Entgasungsanlage das besondere Interesse der Wissenschaftler. Das Schmieden eines Hochdruckmantels auf der 3000-t-Pressen und die Vollrad-Produktionsanlage boten optische Höhepunkte im Preß- und Hammerwerk. Von

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 22

Rheinstahl hielt Umsatz

Aus dem Aktionärbrief unserer Muttergesellschaft über das Geschäftsjahr 1962

Das Geschäftsjahr 1962 stand für die Rheinischen Stahlwerke im Zeichen divergierender Tendenzen. Während der Konjunkturverlauf im Durchschnitt aller Fertigungszeile sich weiterhin auf einem hohen Niveau bewegte, nahmen die branchenmäßigen Differenzierungen in verstärktem Maße zu.

Im Rahmen dieses buntscheckigen Konjunkturbildes hielt sich der Geschäftsumfang des Unternehmens dank der weitgestreuten Erzeugungsprogramme auf einem durchaus befriedigenden Stand. Hierbei kam ihm das gute Auftragspolster zu Beginn des Geschäftsjahres zustatten. Allerdings konnten — dem Gesamttrend entsprechend — bei einer Reihe von Erzeugnisgruppen die Vorjahresziffern nicht mehr erzielt werden. Demgegenüber warteten andere Sparten des Rheinischen Stahlwerks mit Zuwachsraten auf. Bei dieser wechselvollen Entwicklung gelang es, im Berichtsjahr einen Gesamtbruttoumsatz zu erzielen, der die Rekordhöhe des Vorjahres wieder erreichte.

Indessen war — wie fast überall festzustellen — der dem Volumen nach positive Geschäftsverlauf des Unternehmens von einer Abschwächung der Ertragskraft begleitet. Diese Rückläufigkeit wurde in erster Linie ausgelöst durch die Steigerung der Personalaufwendungen, die durch die mehrfachen Lohnerhöhungen mit dem Produktivitätsfortschritt nicht mehr im Einklang stand. Ein Ausweichen über den Preis war durch die zunehmende Verschärfung der internationalen Konkurrenz nur teilweise möglich. Bei einer Reihe von Erzeugnissen waren Preisrückgänge unvermeidlich.

Produktion

Im Rahmen Haupterzeugnisse der Grundstoff- und Gießereindustrie im Rheinstahl-Konzern blieben — wie die folgende Übersicht zeigt — viele Produktionsziffern des Berichtsjahres hinter den Vorjahreszahlen zurück. Einige Erzeugnisgruppen wiesen Zuwachsqoten auf.

Erzeugnisgruppe	1961/62 (1962) vorläufig t	1960/61 (1960) t	Veränderung rd. %
Steinkohle	4 640 000	4 725 000	- 2,0
Zechen- und Hüttenkoks	1 855 000	1 176 000	+ 4,0
Hüttenzement	525 000	586 000	- 10,0
Roheisen	1 070 000	1 193 000	- 10,0
Rohstahl	935 000	921 000	+ 2,0
Walzstahlfertigerzeugnisse	440 000	422 000	+ 5,0
Schmiedestücke und rollendes Eisenbahnzeug	100 000	102 000	- 2,5
Gießereierzeugnisse	615 000	662 000	- 7,0
Gussstahlwerk Witten AG			
Rohstahl	375 000	424 000	- 12,0
Walzstahlfertigerzeugnisse	165 000	187 000	- 11,0

Die Produktionsentwicklung im Rheinstahl-Bergbau stand im Zeichen fortgesetzter Anstrengungen um eine weitere Rationalisierung von Abbau und Förderung. So wurde u. a. im nördlichen Teil des Grubenfeldes Brassat die Förderung wegen nachhaltiger Unwirtschaftlichkeit eingestellt. Leider konnte diese Selbsthilfe der schon mehrere Jahre anhaltenden Verlustlage der Bergbautochter nicht Herr werden. Die seit Jahren erhofften energiepolitischen Maßnahmen

blieben auch im Berichtsjahr aus. Die Schichtleistung unter Tage erhöhte sich im Durchschnitt aller Rheinstahl-Schachtanlagen um rd. 10 % auf 2500 kg. Die Haldenbestände an Kohle erfuhren gegenüber dem Stand des Vorjahres eine Verminderung, während die Koksbestände weiter zunahmen. Die Stromerzeugung des neuen Blockkraftwerkes in Marl stieg gegenüber dem Vorjahr um 16 % an.

Nachdem zur Bekämpfung der Strukturkrise des Bergbaus die für die Energiepolitik verantwortlichen Stellen lediglich auf die Stilllegung unrentabler Zechen glaubten verweisen zu müssen, sah auch Rheinstahl sich zu dem Entschluß genötigt, die Förderung der Zeche Centrum-Morgensonne in Wattenscheid im Frühjahr 1963 einzustellen. Diese Entscheidung ist schwergefallen. Andererseits ist es unter der Sicht unternehmerischer Verantwortung nicht zu vertreten, einen Betrieb fortzuführen, der bei der gegebenen Kosten- und Preislage im Zeichen hoher Verluste steht.

Die Entwicklung der Fertigungsziffern eisen-schaffenden Zweiges der Rheinischen Stahlwerke entsprach dem allgemeinen Beschäftigungstrend. Bei Rohstahl und Walzstahlfertigerzeugnissen ergaben sich gegenüber dem Vorjahr noch leichte Produktionssteigerungen.

Die Produktionsabschwächung der Gießereierzeugnisse wurde ausgelöst durch einen Rückgang in Eisen- und Stahlguß, dessen Beschäftigungsstand weitgehend von der Konjunkturlage der eisenschaffenden und der Investitionsgüter-industrie abhängt.

Innerhalb des Verarbeitungsbereichs nahmen bei der zunehmenden Unterschiedlichkeit der Branchenkonjunkturen die Produktionsziffern gegenüber dem Vorjahr eine uneinheitliche Entwicklung. Der Kraftfahrzeugbau verzeichnete durch die Erhöhung der Lkw-Fertigung bei der Rheinstahl Hanomag eine weitere Steigerung. Auch der Maschinenbau und die Fahrtreppenerzeugung standen im Zeichen einer Produktionsausweitung. Im Stahlbau sowie in der Fertigung von Baumaschinen konnte der gute Produktionsstand des Vorjahres gehalten werden. Hingegen trat in der Herstellung von Ackerschleppern ein Rückgang ein. Produktionsabschwächungen ergaben sich ferner bei den Gesenkschmiedeerzeugnissen und im Grubenausbau. Die Rheinstahl-Werft mußte bei der anhaltend ungünstigen Auftragslage im gesamten Schiffbau einen fühlbaren Produktionsrückgang in Kauf nehmen.

Umsätze

Der wertmäßige Gesamtbruttoumsatz der Rheinischen Stahlwerke belief sich im abgelaufenen Geschäftsjahr auf rd. 3,2 Mrd. DM. Er erreichte damit — wie einleitend gesagt — die Rekordziffer des Vorjahres. Selbst unter Einschluss des abgeschwächten Bruttoumsatzes der Gussstahlwerk Witten AG lagen die Gesamtumsatzziffern auch im Berichtsjahr über der 3,5-Mrd.-DM-Grenze.

Der Inlandsumsatz stieg um rd. 2 % an. Dadurch wurde die Abschwächung des Auslands-umsatzes, welcher sich im Berichtsjahr auf rd. 670 Mill. DM bezifferte, ausgeglichen. Der leichte Exportrückgang wurde vornehmlich durch die zunehmende Labilität der südamerikanischen Märkte verursacht, während sich die Lieferungen nach den europäischen Ländern behaupteten. Die Exportquote stellte sich im Berichtsjahr auf rd. 20 % des Gesamtumsatzes.

Erzeugnispartie	1961/62 (1962) vorläufig Mill. DM	1960/61 (1961) Mill. DM	Veränderung rd. %
Bergbau-Erzeugnisse	292,0	299,9	- 3,0
Erzeugnisbereich der eisenschaffenden Industrie	554,0	604,6	- 9,0
Erzeugnisbereich Guß und Stahlverformung	647,0	673,7	- 4,0
Erzeugnisbereich Weiterverarbeitung	1 234,0	1 194,1	+ 3,0
Handel, Schifffahrt und Übrige	522,0	477,2	+ 9,0
Rheinstahl-Bereich	3 249,0	3 249,5	-
Gussstahlwerk Witten AG	290,7	314,3	- 8,0

Im Fertigungsbereich der eisenschaffenden Industrie verzeichneten die Sparten Walzstahlfertigerzeugnisse und rollendes Eisenbahnzeug noch Umsatzerhöhungen. Hingegen war die Umsatzentwicklung in den anderen Erzeugnisgruppen rückläufig. Stärkere Abschwächungen ergaben sich bei Roheisen und Halbzeug.

Im Erzeugnisbereich Guß und Stahlverformung hielt sich der Umsatzrückgang insgesamt in einen engen Rahmen. Bei den Gießereiprodukten betrug die Umsatzabschwächung nur einige Prozent. Innerhalb der Sparte Stahlverformung war die Entwicklung gegenläufig; der Umsatz in Preß-, Zieh- und Stanzteilen wies gegenüber dem Vorjahr eine Steigerung auf, während der Umsatz in Grubenausbauerzeugnissen rückläufig war.

Der Sektor der Weiterverarbeitung meldete insgesamt eine leichte Umsatzausweitung. Im Kraftfahrzeugbau, Stahlbau und Maschinenbau einschließlich Fahrtreppenbau waren die Auslieferungen gegenüber dem Vorjahr erhöht. Im Schlepperbau und Schiffbau konnten dagegen die Vorjahresziffern nicht erzielt werden.

Wenn man berechtigterweise gewisse unter der Produktionsgruppe Guß und Stahlverformung erfaßte Erzeugnisse unserem Weiterverarbeitungssektor zuordnet, dann bestritt dieser Fertigungszeile im Berichtsjahr über 40 % des Gesamtumsatzes.

Was die Umsatzentwicklung der einzelnen Werke anbetrifft, so wurden bei der Ruhrstahl AG die Vorjahresziffern noch leicht übertroffen. Die Rheinstahl Hanomag AG mußte gegenüber dem Vorjahr infolge verminderter Exportlieferungen insbesondere nach den südamerikanischen Märkten eine leichte Abschwächung ihres Gesamtumsatzes in Kauf nehmen. Bei den übrigen Rheinstahl-Töchtern war die Entwicklung unterschiedlich. Neben Umsatzrückgängen gab es bei einer Reihe von Werken noch ansehnliche Ausweitungen.

In der Gruppe Handel, Schifffahrt und Übrige ist die Umsatzzunahme vor allem auf die Ausdehnung der Handelsgeschäfte zurückzuführen.

Auftragsbestände

Einige Sonderaufträge bewirkten, daß sich bis zur Mitte des Berichtsjahres das Gesamtauftragsvolumen gegenüber dem Stand von Anfang Januar noch erhöhte. Indessen brachte die zweite Hälfte des Geschäftsjahres — gemessen an den Umsätzen — eine gewisse Abschwächung der Ordereingänge. Dadurch sank der Gesamtauftragsbestand zu Ende des Berichtsjahres leicht unter den Stand des Vorjahresstichtages. Die im derzeitigen Orderbestand enthaltene Exportquote entspricht dank einiger Aufträge mit langfristiger Abwicklung der Vorjahreshöhe. — In der Schichtung des Gesamtvolumens nach den einzelnen Erzeugnisbereichen ergaben sich Veränderungen, die im wesentlichen den branchenmäßig differenzierten Konjunkturverlauf widerspiegeln.

Investitionen

Die Aufwendungen für die Sachinvestitionen beliefen sich im Berichtsjahr nach vorläufigen Zahlenangaben auf rd. 228,2 Mill. DM. Das Investitionsvolumen des Rheinstahl-Bergbaus hielt sich auf dem Vorjahresstand. In den kommenden Jahren wird sich die Investitionstätigkeit im wesentlichen auf die Anlagen in Bottrop konzentrieren.

Bei der Ruhrstahl-Gruppe waren die Investitionsaufwendungen mit 57 Mill. DM gegenüber dem Vorjahresvolumen von 91 Mill. DM, welches durch den Ausbau der Erz- und Koksverladeanlage sowie der Erzsinteranlage stark erhöht war, vermindert. Die Schwerpunkte lagen 1962 in den Werksbereichen der Heinrichshütte und des Presswerks Brackwede.

Auch die Gießereigruppe wies ein gegenüber dem Vorjahr verringertes Investitionsvolumen auf. Die normalen Ausgaben hielten sich in etwa auf der Vorjahreshöhe. Sie galten wiederum in

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 14

Arbeit und Arbeiter in der bildenden Kunst

Eine Studie von
Viktor Kalinowski

Der nebenstehende Aufsatz aus der Feder unseres ehemaligen Hüttenmitarbeiters Viktor Kalinowski ist eine Studie, ein skizzenhafter Versuch, ein großes Thema in den Griff zu bekommen. Der Autor, heute Leiter der Werkbücherei der Rheinstahl Eisenwerke Mülheim/Meiderich AG, hat sich als Autodidakt seit Jahrzehnten mit Fragen der Kunst beschäftigt. Seine Bemühungen, seinen Welperanern Mitarbeitern durch von ihm organisierte Kunstausstellungen Verständnis für die bildende Kunst, insbesondere für die moderne Grafik, zu vermitteln, waren leider nicht immer von Erfolg gekrönt. In seinem Aufsatz über Arbeit und Arbeiter in der bildenden Kunst versucht er, die kulturelle Entwicklung aufzuzeigen, die von den ersten bildhaften Zeugnissen der Arbeit bis zu den großen Kunstwerken zum Thema „Arbeit und Arbeiter“ zurückgelegt werden mußte. Wenngleich in dem Aufsatz diese Jahrtausende währende Entwicklung sehr stark vereinfacht dargestellt ist, so enthält sie doch eine gute Übersicht über die wichtigsten Etappen – von der Sagen- und Götterwelt des Altertums über das Mittelalter bis hin zur Neuzeit – auf dem Wege zu einer künstlerischen Darstellung des arbeitenden Menschen, die diesem großen Thema ganz gerecht wird. Adolf v. Menzels „Eisenwalzwerk“ kennt fast jedes Kind. Auch die Arbeiterplastiken des Belgiers Meunier stehen in vielen Museen (etwa im Folkwang-Museum in Essen) ja mehr noch: sie zieren Brückenauffahrten (in Frankfurt a. Main) oder Vorplätze öffentlicher Bauten (Städt. Schauspielhaus in Stockholm). Der sozialkritische Realismus der bildenden Kunst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts, der gerade sich entwickelnde Impressionismus – denken wir an die „Steinklopfer“ von Corot – hat wohl die großartigsten künstlerischen Zeugnisse über den arbeitenden Menschen hervorgebracht.

Die Arbeit ist kein notwendiges Übel, sondern Notwendigkeit, die Grundlage jeder menschlichen Existenz, ja der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Gewiß eine frühe Erkenntnis, die leider aber erst im 19. Jahrhundert wissenschaftlich fundiert wurde, als sich Geschichtsschreibung zur Forschung wandelte, und man die Grundlagen des menschlichen Seins nicht mehr allein von der Idee, sondern von der materiellen Seite her untersuchte und festgestellt wurde, daß alle Kulturen auf der produktiven Tätigkeit des Menschen beruhen, ja, mehr noch, daß jede Arbeit, also auch die der industriellen Produktion, bereits als ein kultureller Beitrag zu werten sei. Die Folge war eine höhere Bewertung der Arbeit, der manuellen Tätigkeit insbesondere. Diese damals neue Erkenntnis fand seither langsam aber stetig Eingang in das allgemeine Denken und fand schließlich ihren immer überzeugenderen Niederschlag auch in den Darstellungen der bildenden Kunst, der Malerei und Plastik.

*

Mögen die künstlerischen Darstellungen der menschlichen Tätigkeit in der uns bekannten Frühgeschichte vielfältiger und zahlreicher gewesen sein als heute bekannt ist, so dienten sie in der Regel doch nur der Verherrlichung der jeweils herrschenden Geschlechter, der Könige und Fürsten. Sklaven waren ihnen Diener, Helfer und Bebauer ihres Bodens. Die erhaltenen Kulturfunde sind Zeugnisse für diese Situation.

Die Mythologie, die Sagen- und Götterwelt, war mit dieser Wirklichkeit eng verwandt; ihre Symbole wurden oft in die Wirklichkeit eingefügt, jedoch stets in überhöhter Position: Göttinnen etwa wurden als Spender der Fruchtbarkeit – nicht aber der gemeinen Feldarbeit – verehrt. Die Erwerbstätigkeit war im Olymp, dem Sitz der griechischen Götter, lediglich durch Hermes vertreten. Die eigentliche Arbeit galt als die niedrigste aller Tätigkeiten, unwürdig eines Gottes oder Fürsten; sie war den Sklaven überlassen, und damit unwert einer bildlichen, künstlerischen Wiedergabe.

*

Wesentliche Darstellungen der Arbeit als Form menschlicher Tätigkeit kennt erst das europäische Mittelalter. Nachdem das Christentum festgesetzt, das Gesicht der Gesellschaft durch den Dienst an Gott und der Kirche geprägt war, lieferte naturgemäß die Bibel den Stoff für derartige Darstellungen. Dem Kunstfreund ist eine Miniatur bekannt, die Adam grabend und Eva am Spinnrocken zeigt, beide unter einem romanischen Rundbogen vereint. Dieses Bild mag auch dem Schreiber jenes Textes bekannt gewesen sein, der Jahrhunderte später das Lied der „aufrührerischen Bauer“ schrieb, Martin Luther:

Als Adam grub und Eva spann,
Wo blieb denn da der Edelmann?

Der Sensenschärfer, eine Skulptur aus der Reihe der Monatsbilder am Hauptportal von Notre Dame in Paris mag aufzufassen sein als der erste Einbruch realistischer, profaner Motive in den Bereich der sonst ausschließlich sakralen, d. h. kirchlichen Kunst jener Zeit. Ein Motiv aus der Bauern- und Feldarbeit also, das immer wieder, bis ins 20. Jahrhundert hinein, von Malern wie Bildhauern gestaltet wurde, bis die Mechanisierung auch hier den Menschen zu ersetzen begann. Diese Motive aber sind für den Künstler reizlos, höchstens noch interessant für den Werbefachmann.

*

Das Handwerk hatte sich indessen vielfältig entwickelt, war zu Wohlstand gekommen und in den reichsfreien Städten zur politischen Macht geworden. Sein Reichtum erlaubte es ihm, neben der Kirche, Auftraggeber und Käufer von Kunstwerken zu sein, also mäzenatisch zu wirken. Um den quantitativen Bedürfnissen der schnell wachsenden Stadtbevölkerungen entgegenzukommen, machten sich die Künstler die Erfindung des Holzschnitts – einige Jahrhunderte nach den Chinesen – und des Kupferstichs zunutze. Damit war die Möglichkeit vorhanden, ein in



Holz geschnittenes oder in eine Kupferplatte geritztes oder gestochenes Bild in fast unbeschränkter Zahl herzustellen, ohne den künstlerischen Wert eines Blattes zu beeinträchtigen. Teil an dieser Entwicklung hatten insbesondere Albrecht Dürer in Nürnberg und Martin Schongauer in Kolmar. Aber erst nach ihrem Tode erschien von Jost Amman eine „Beschreibung aller Stände“ mit Bildern vom Holzstock und mit Versen von Hans Sachs, „dem Schuhmacher und Poeten dazu“. Europa schreibt das Jahr 1568 und befindet sich kunstgeschichtlich in der Renaissance.

Doch als 1697 in Regensburg die „Abbildung der gemein – nützlichen Hauptstände“ und zu gleicher Zeit ein anderes Werk in Amsterdam (zugleich in deutscher Übersetzung) erscheint mit Abbildungen von über hundert verschiedenen Berufen, befindet sich die damalige Welt bereits im Zeitalter des Barock. Der Holzschnitt ist dem Kupferstich gewichen, um erst zweihundert Jahre später wieder zu fruchtbarer Aussage zu kommen. Indes, die verfeinerte Technik des Kupferstichs kam dem Streben nach naturgetreuer Nachbildung der Details ganz besonders entgegen, worin viele Künstler die höchste Vervollkommenheit ihres Schaffens sahen. Ihre Bilder waren zu einer Präzision gelangt, ähnlich einer fotografischen Wiedergabe heutzutage.



Auf ihren Bildern lernen wir die Menschen jener Zeit kennen und die Berufe, die sie ausübten, wie sie sich kleideten, die Räume, in denen sie wirkten, die Werkzeuge, die sie anwandten und nicht zuletzt die Dinge, die sie herstellten. Diese Bilder — Holzschnitte und Stiche — bieten somit eine getreue Wiedergabe der gesamten Technik und Produktionsweise der vergangenen Jahrhunderte. Sie sind eine illustrierte Kulturgeschichte. Ohne ihr Vorhandensein wäre schwerlich, trotz vieler vorliegenden Beschreibungen, ein Bild damaliger Zustände zu gewinnen. Allein, nicht nur der Holzschnitt und der Kupferstich vermittelt uns eine Vorstellung der Menschen und Berufe jener Zeit, sondern auch großangelegte Gemälde, insbesondere der Niederländer. Vergessen wir nicht: Das vom Künstler geschaffene Bild war das „Foto“ jener Zeit.

*

Die Neigung des deutschen Menschen, die Wirklichkeit, nicht wie sie ist, sondern retuschiert, idealisiert, wie er sie sich wünscht, zu sehen, wird am deutlichsten bei der Gegenüberstellung zweier Bilder: Beide sind gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstanden, beide zeigen uns einen Scherenschleifer. Das eine, ein Bild in Ölfarben, von dem Spanier Francisco de Goya, das andere ein vollendeter Kupferstich. Die Entscheidung fällt für den Spanier und nicht für den deutschen Kupferstecher aus. Ersterer scheute sich bekanntlich nicht, auch die häßliche Seite des Lebens auf die Leinwand zu bannen und kommt damit auch der Wahrheit näher. Der deutsche Scherenschleifer dagegen scheint Bediensteter am Hofe Friedrichs II. gewesen zu sein, auf dem Wege vom französischen Rokoko in die Idylle des deutschen Biedermeier.

*

Wer die vor zwei Jahren im Auftrage der IG Metall arrangierte Kunstausstellung „Lebendiges Metall“ in der Städt. Galerie Bochum besucht hat, sah sich am Eingang einer überlebensgroßen Figur gegenüber. Es war die von dem Belgier Meunier (gestorben 1905) gestaltete und in Bronze gegossene Figur des „Ablader“. Meunier und seine Zeitgenossen sahen sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts einer neuen von Menschen geschaffenen und bis dahin nie erlebten Umwelt gegenüber: Die Industrie war ein für sie neuartiges Phänomen. Es griff in ihr Leben ein, gestaltete es um, verschonte weder den einzelnen noch die Gesellschaft. Die Städte erhielten ein neues Gesicht, selbst die Landschaft wandelte ihr Panorama: In Belgien die Borinage, in Deutschland das Ruhrgebiet seien hierfür Stichworte. Und das Phänomen „Industrie“ schuf einen neuen Menschentyp: den Industriemenschen.



Kunst und Künstler konnten an dieser Erscheinung nicht achtlos vorübergehen — und sie taten es auch nicht. Der größte unter ihnen war vielleicht Meunier: als Maler wie als Bildhauer stellte er den über und unter der Erde Tätigen dar, vom athletischen „Ablader“ über den „Vor Ort“ wuchtenden und wieder ans Tageslicht tretenden Bergmann bis zum völlig ermatteten „Puddler“. Viele dieser und weiterer Motive hat er in einem alles krönenden Werk, dem „Denkmal der Arbeit“, zusammengefaßt. Neben dem „Ablader“, der sich im Besitz des Folkwang-Museums in Essen befindet, besitzt das Bergbau-Museum in Bochum mehrere Abgüsse der von Meunier geschaffenen Plastiken.

Zur gleichen Zeit war in Deutschland Adolf v. Menzel am Werk. Wer von ihm spricht, denkt gewöhnlich an ihn als den Gestalter der Welt des alten Preußenkönigs, Friedrich der Große. Doch der ihm fälschlicherweise aufgedruckte Stempel „Hofmaler“ paßt nicht auf ihn. Menzel war Realist genug, um zu sehen, was um ihn her vorging und was zu einer neuen Aussage zwang. Schon in dem Bilde „Schleiferei in einer Tiroler Dorfschmiede“ schiebt er die dem Deutschen von Ludwig Richter aufgezwungene Idylle als unwahr beiseite.

In dem bereits 1875 von ihm gemalten Bild

„Eisenwalzwerk“ besitzen wir das wohl großartigste Industriebild des vergangenen Jahrhunderts. Alle formellen Bedingungen, die an ein Bild der alten Schule gestellt werden, sind darin erfüllt. Außerdem ist es von einer solchen Intensität der Darstellung und Kraft der Aussage, daß dem Beschauer alle Vorgänge nicht nur sichtbar werden, ja mehr noch, sie vermitteln ihm das Empfinden, er sei selbst an der Knochenarbeit der Walzer beteiligt.

*

Bilder des arbeitenden Menschen in der Industrie sind vor und nach Menzel und Meunier geschaffen worden. Sie aber blieben die Vorbilder für alle Nachkommen, meines Erachtens unübertroffen. Denn ihre Schöpfungen sind mit einer so vollendeten Meisterschaft ausgeführt, daß die Nachkommen nur Nachgestalter blieben, nicht Neuformer wurden.

Der Künstler unserer Tage kennt kaum noch das Antlitz des Menschen, seine Gestalt. Es scheint, als ob er für sie nicht existent sei, zumindest aber scheint er an ihm uninteressiert. Die abstrakte, die nichtgegenständliche Kunst als die zeitlich letzte Entwicklungsstufe der bildenden Kunst, läßt durch die Art ihrer Darstellung die Menschengestalt gar nicht mehr zu. Ist das ein Zufall? Ist das zeitbedingt?



Gut Freund mit der Arbeit?

Kleine Rezepte von Thaddäus Troll

Es war einmal ein junger Mann, so um die Dreißig herum, der sah so gesund aus wie ein Boskopapfel. Er trug elegante elfenbeinfarbene Flanellhosen und einen klangvollen Namen, und auf der Passagierliste des Schiffes, mit dem er durch das Mittelmeer kreuzte, stand hinter seinem Namen in der Rubrik Beruf das imponierende Wörtchen: „Ohne.“ Beim Arbeiten bekäme er immer Stiche, erklärte seine Mama. Das war ein schönes Märchen, das Mutter und Sohn den Mitreisenden aufgetischt hatten. Denn der Name des Kavaliers war falsch, und nicht die Bande des Blutes hielten das ungleiche Paar umfassen. Auch war der junge Mann nicht ohne Beruf, wiewohl er in jenen Tagen von den mildtätigen Zuwendungen seiner Gönnerin lebte. Es ist nun mal so: seit sich die Tore des Paradieses hinter Adam und Eva geschlossen haben, verbringen die meisten Menschen einen großen Teil ihres Lebens damit, zu arbeiten. Sei's, daß sie eine Arbeit verrichten; sei's, daß sie an der Verwaltung der Arbeit (oder auch gegen die Arbeit zum Beispiel an der Verkürzung der Arbeitszeit) arbeiten: gearbeitet muß sein. Bekanntlich ist es trotz mannigfacher Bemühungen bis zum heutigen Tag noch nicht gelungen, die Arbeit ganz aus der Welt zu schaffen. Solange dieses Klassenziel nicht erreicht ist, bleiben uns praktisch nur zwei Möglichkeiten: entweder wir unterwerfen uns der Herrschaft der Arbeit und werden ihre Sklaven oder wir freunden uns mit ihr an.

„O wie lieb ist die Arbeit, wenn man dabei an etwas Liebes zu denken hat und sicher ist, am Sonntag mit ihm zusammen zu sein“, schreibt Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“. Der Glückliche, dem die Arbeit auf diese Weise

schmackhaft wird, befindet sich leider in einem mehr oder minder befristeten Ausnahmezustand. Den möchte ich sehen, der bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum berichten kann, er hätte all die Jahre hindurch bei der Arbeit an etwas Liebes zu denken gehabt, mit dem er jeden Sonntag zusammen gewesen sei. Die Arbeit kann aber schon viel von ihrem Schrecken verlieren, wenn man sich dabei überhaupt etwas denkt. Dabei könnte man zum Beispiel auf den Gedanken kommen, daß man zwar nicht nur lebt, um zu arbeiten, daß man sich aber die Arbeit und somit das Leben unnütz erschwert, wenn man den Spieß einfach umdreht und nur arbeitet, um zu leben. Der berühmte Historiker und einstige Reichstagsabgeordnete Mommsen geht in seiner „Römischen Geschichte“ sogar soweit, zu behaupten, wenn der Mensch keinen Genuß mehr an der Arbeit finde und bloß arbeite, um so schnell wie möglich zum Genusse zu gelangen, so sei es nur ein Zufall, wenn er kein Verbrecher werde. Was hiermit — schon aus Angst vor den Hütern der Ordnung! — genüsslich berichtet sei.



Denken wir also weiter — das ist steuerfrei und nur in seltenen Fällen gesundheitsschädlich —, denken wir zum Beispiel darüber nach, wie wir uns einen bestimmten Arbeitsvorgang erleichtern können, und schon haben wir ein oder zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Einmal verliert auch die stumpfsinnigste Arbeit durch die erhebende Tätigkeit des Denkens an Eintönigkeit, zum anderen besteht sehr wohl die Chance, daß sich die Arbeit tatsächlich erleichtern läßt. Rationalisieren nennen das die Fachleute. Das Wort kommt vom lateinischen ratio = Vernunft und bedeutet durchaus nicht, daß die Rationalisierungsfachleute dieselbe für sich allein gepachtet hätten. Es steht vielmehr jedem frei, zu seinem persönlichen Vorteil von ihr Gebrauch zu machen. Es ist eine Binsenwahrheit, daß die meisten Dinge im Leben ihren positiven oder negativen Wert für uns erst durch die Einstellung erhalten, die wir ihnen entgegenbringen. Diese Binsen-

wahrheit unterscheidet sich von vielen anderen ihresgleichen dadurch, daß sie stimmt. Mit solcher Erkenntnis läßt sich manches im Leben zurecht-rücken, und man kann sich ganz hübsch mit ihr einrichten. Politiker wissen das sehr genau und gehen oft darauf aus, uns die ihnen wohlgefällige Einstellung beizubringen, mit der sie sich selbst einrichten können. Wer da nicht auf der Hut ist und auf selbstständiges Denken verzichtet, der findet dann eines Tages Kanonen besser als Butter. Oder er erfüllt mit verbissenem Fleiß ein Übersoll ums andere und wird schließlich zum Helden der Arbeit in einem Unternehmen, das Lebensgefahr produziert.

In jedem Beruf — auch in dem eines Schriftstellers, wie ich Ihnen angesichts unerledigter Postberge und indiskreter Formulare des Finanzamtes versichern kann — gibt es Arbeiten, die wenig Vergnügen bereiten, und doch unumgänglich notwendig sind. Auch für eine Hausfrau dürfte es kaum unterhaltsam sein, jahraus, jahrein jeden Morgen unter den gleichen Bettgestellen die gleiche Menge Staub hervorzufegen. Wenn sie sich aber dabei an den Turnvater Jahn erinnert und aus der buchstäblich erniedrigenden Tätigkeit eine gymnastische Übung macht, die der Geschmeidigkeit ihrer Wirbelsäule zustatten kommt, so sieht die Sache gleich besser aus.

Manche Menschen erschweren sich ihre Arbeit, indem sie diese in übertragenem Sinne für erniedrigend halten. Sie begehen damit einen Denkfehler, den sie teuer bezahlen müssen. Denn eine Arbeit vermag nur denjenigen zu erniedrigen, der sie infolge mangelnden Selbstbewußtseins dazu macht. Menschliche Würde ist von der Art der Arbeit so wenig abhängig wie das Wetter vom Laubfrosch. In Spanien begegnet man Schuhputzern, deren Selbstbewußtsein besser intakt ist als das manch preußischen Generals.

Trachten wir also danach, mit der Arbeit in ein erquickliches Verhältnis zu kommen und sie nicht nur mit guten Reden, sondern vor allem mit guten Gedanken zu begleiten, damit sie munter fortfließe. Das ist immer noch das Gescheiteste. Es sei denn, einer verfüge über die Souveränität jenes Schuhmachers, an dessen Laden bisweilen ein Schild prangt: „Heute wegen Arbeitsunlust geschlossen.“ Es sei nicht verschwiegen, daß es sich um einen besonders guten Schuhmacher handelt, der das Glück hat, in Wien zu leben.

Rheinstahl hielt Umsatz

Fortsetzung von Seite 11

erster Linie der Fortführung der Modernisierung der Hochofen- und Gießereibetriebe sowie der Neuordnung der Energie- und Wasserwirtschaft. Die Investitionen der Verarbeitungsgruppe verdoppelten sich gegenüber dem Vorjahr. Das Schwergewicht der Aufwendungen lag erneut bei der Rheinstahl Hanomag, die bekanntlich im Berichtsjahr den Hauptteil des ehemaligen Borgwardwerks Sebaldsbrück zwecks Ausweitung und Rationalisierung der Lkw-Fertigung erwarb. Daneben stand auch das Stammwerk Hannover im Zeichen beträchtlicher Investitionen.

Auch das Investitionsvolumen der übrigen Tochtergesellschaften erfuhr im Berichtsjahr eine stärkere Erhöhung. Wesentlich bestimmt wurde dieser Anstieg durch die Ausweitung der im Rheinstahl-Bereich vorhandenen kunststoffverarbeitenden Kapazitäten. Im Berichtsjahr erwarb Rheinstahl eine maßgebliche Beteiligung an der Walther Nothelfer KG in Ravensburg, die sich vornehmlich mit dem Bau von Werkzeugen und Maschinenbauteilen befaßt. Diese Gesellschaft unterhält gleichzeitig ein Tochterunternehmen in Lockweiler (Saar), dessen Betrieb sich noch im Aufbau befindet. Zur Finanzierung der erheblichen Investitionen reichten die erwirtschafteten Abschreibungen sowie die sonstigen Beträge der Innenfinanzierung nicht aus. Es wurden weitere Mittel, die aus der Neuaufnahme langfristiger Kredite am deutschen und ausländischen Kapitalmarkt zufließen, eingesetzt.

Belegschaft

Am Ende des Berichtsjahres waren rd. 84 700 Belegschaftsmitglieder — außer der Gusstahlwerk Witten AG — im Rheinstahl-Konzern beschäftigt. Die Zunahme gegenüber dem Vorjahr betrug 0,8 %. Einen wesentlichen Rückgang verzeichnete unser Bergbau, wo sich im Zusammenhang mit den Rationalisierungsbemühungen und den Abwanderungen die Belegschaft um rd. 1300 Mann verringerte. Die Zahl der ausländischen Gastarbeiter erhöhte sich bis Ende Dezember auf rd. 4000 Mann.

Sonstige Vorgänge

Im Rahmen unserer dezentralen Konzernorganisation, an der Rheinstahl im Hinblick auf die Struktur des Gesamtunternehmens auch weiterhin festzuhalten gedenkt, sind einige Veränderungen geplant. Es ist beabsichtigt, im Laufe der ersten Hälfte dieses Jahres die Ruhrstahl AG, die Rheinstahl Eisenwerke Mülheim/Meiderich AG und die Rheinstahl Eisenwerke Gelsenkirchen AG im Wege der Verschmelzung zu einem einheitlichen Unternehmen unter dem Firmennamen Rheinstahl Hüttenwerke AG mit dem Sitz in Essen rechtlich zusammenzufassen. Die Gründe hierfür sind sowohl technischer als auch wirtschaftlicher Natur. So sind — allgemein betrachtet — im Hochofen- und Stahlbereich technische Umwälzungen größeren Ausmaßes im Gange, die zwangsläufig zu Schwerpunktinvestitionen in diesen Fertigungsbereichen führen müssen. Auf der anderen Seite hat sich der Wettbewerb der eisenschaffenden Industrie auf

internationaler Ebene derartig verschärft, daß ohne Ausschöpfung aller technischen Neuerungen auf die Dauer eine Konkurrenzfähigkeit nicht mehr gewährleistet ist.

Was die Durchführung der geplanten Fusionen anbelangt, so ist an eine Verschmelzung durch Aufnahme im Sinne des § 233 Abs. 1 Aktiengesetz gedacht. Der Ruhrstahl AG soll dabei die Rolle der übernehmenden Gesellschaft obliegen, während die beiden anderen Tochtergesellschaften die übertragenden Gesellschaften sind. Bei den Rheinischen Stahlwerken als Obergesellschaft findet im Zuge der Verschmelzung lediglich eine Umschichtung der Beteiligungswerte statt. Nähere Einzelheiten über die Abwicklung der Fusion können zur Zeit noch nicht bekanntgegeben werden, da die internen Vorbereitungsarbeiten noch im Gange sind.

Ergebnisentwicklung

Die eingetretene Mehrbelastung innerhalb der Personalaufwendungen (Löhne, Gehälter und Sozialabgaben) wiegt schwer. Sie konnte im abgelaufenen Geschäftsjahr durch Produktivitätssteigerungen unmöglich aufgefangen werden. Das Ertragsbild weist somit gegenüber dem Vorjahr, dessen Jahresgewinn neben der Dividendenausschüttung einen Spielraum zur inneren Stärkung des Gesamtunternehmens bot, gezwungenermaßen eine Abschwächung auf. Unter Berücksichtigung aller ertragsbestimmenden Faktoren hofft Rheinstahl dennoch, für das Jahr 1962 mit einem befriedigenden Gesamtergebnis aufwarten zu können.



▲ Mit vereinten Kräften: Große Schränke über kleine Hindernisse

▼ Bücherrückgabe selbst im Umzug: Einer der letzten „Kunden“

Henrichshütte

Sozial- abteilung zog um

Am 17. Januar war es endlich soweit: der Umzug der Sozialabteilung in den fünfgeschossigen (2 Ober- und 3 Untergeschosse) Neubau, den sog. Belegschaftstrakt der neuen Werksverwaltung, konnte beginnen. Die Unterbringung der Sozialabteilung in dem roten, fast noch aus der Gründerzeit der Hütte stammenden Backsteinbau, etwas erhöht gegenüber dem provisorischen Werkstor gelegen, galt praktisch seit Kriegsende als eine „Übergangslösung“. Indes, erst mit der Entscheidung für den Neubau einer Werksverwaltung im Jahre 1960 fielen auch die Würfel über das künftige Domizil der in den vergangenen Jahren mit ihren Aufgaben auch quantitativ gewachsenen Sozialabteilung.

So zogen denn ab 17. Januar die Büros des Sozialleiters, der Sterbekasse, des Rentenberaters, der Lohnsteuersprechstelle des Wohnungssachbearbeiters und der Sozialhelferinnen in ihre neuen Räume im 2. Obergeschoß ein. Gleichzeitig verpackten auch die Mitarbeiter der Werkbücherei ihre über 10 000 Bände – plus 4000 der technischen Bücherei! – in Kisten, um sie ebenfalls im 2. Obergeschoß des Belegschaftstrakts in der inzwischen gewohnten Art der Freihand-Ausleihe wieder aufzustellen. Auch das Werksicherheitswesen, das bisher in dem der Sozialabteilung benachbart liegenden Backsteinbau gearbeitet hat, packte Akten und Möbel zusammen und zog in die für diese Abteilung vorgesehenen Räume im 1. Obergeschoß des Belegschaftstrakts. Das Lohnbüro und die Betriebskrankenkasse sowie die Arbeiterannahme bezogen wenige Tage

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 22



▼ Umzug nach Zeitplan: Ein Möbelwagen vor dem neuen Sozialtrakt



Riesige Zylinder- ausbohr- maschine wurde vorgestellt



▲ Fachleute unter sich: Werksleiter Direktor Kalkert und Direktor Dr. Stark (Rheinstahl – Wagner)



▲ Interesse für technische Einzelheiten: Rechts die Werkzeuge für die horizontalen Bohrungen



▲ Fachsimpelei über die neue Maschine ▼ Ein Erinnerungsbild konnte gleich mitgenommen werden



Die Werksleitung des Annener Gussstahlwerks ist im allgemeinen eher zurückhaltend in der werbewirksamen Vorstellung neuentwickelter Erzeugnisse aus der Fertigung der in diesem Ruhrstahl-Werk zusammengeschlossenen Betriebsabteilungen. Die Neukonstruktion einer programmgesteuerten Zylinderausbohrmaschine für einen Kieler Großmaschinenhersteller war ihr indes ein gewichtiger Anlaß, für den 18. Januar nicht nur Herren der Ruhrstahl-Büros aus den Industrieschwerpunkten der Bundesrepublik nach Annen zu bitten. Man ging noch einen Schritt weiter und lud auch leitende Techniker der bedeutendsten westdeutschen Großmaschinenhersteller ein. Sie an Ort und Stelle von den Vorzügen dieser Mammutmaschine zu überzeugen, war eine legitime Absicht der Werksleitung. Und trotz harter Winterwitterung kamen die sachverständigen Maschinenbauer aus allen Teilen der Bundesrepublik.

*

Nach einer kurzen Begrüßung durch Werksleiter Dir. Kalkert und einem Rundgang durch den seit kurzem in der großen Halle A 7 zusammengefaßten Werkzeugmaschinenbau, nahm die etwa zwei Dutzend Herren starke Besuchergruppe Kurs auf die Montagehalle des Pumpenbaus: Wegen ihres Gewichts von etwa 118 t konnte die Zylinderausbohrmaschine nicht in der unterkellerten Halle A 7 montiert werden. Aber auch der Pumpenbau bot Raum genug für dieses technische Wunderwerk, das sich den sichtlich überraschten Ruhrstahl-Vertretern und Abgesandten der Maschinenbau-firmen in folgenden ungewöhnlichen Abmessungen darbot: Gesamtlänge ca. 17 570 mm, Gesamtbreite ca. 5 400 mm, Gesamthöhe ca. 6 750 mm. Die Maschine, die schon seit Anfang Dezember Probeläufe durchführt und auch bereits im Auftrage der Kieler Bestellfirma einige Schiffsdieselmotorgehäuse bearbeitet,

sollte um 11 Uhr für die Besucher an einem weiteren Gehäuse zeigen, was sie kann. Mit dieser Maschine, die eine Kombination von Zylinderausbohroperationen und verschiedenen vertikalen und horizontalen Gelenkspindelbohroperationen darstellt, lassen sich Motorgehäuse bis zu 5,5 t Gewicht in fünf hintereinander ablaufenden Durchläufen fertig bearbeiten. Das Bearbeitungsprogramm läßt sich durch Programmeinstellnocken „vorwählen“, d. h. die ganze Bearbeitung vollzieht sich „programmgesteuert“.

Obering. Ritter, WZM-Verkaufsleiter Ahlers, Abt.-Leiter Weigel und stellv. Abt.-Leiter Lipp hatten laufend Erklärungen zu geben; Obering. Engbert, der für alle elektrischen Anlagen im Annener Werk zuständig ist, sagte nicht ohne Stolz – mit Blick auf den gut sechs Meter langen Schaltschrank: „Die ganze Elektrik haben wir hier ausgetüftelt.“ Etwas abseits stand Elektromeister Pauls. Auch Meister Rathmann, der für den mechanischen Teil der Maschine verantwortlich war, hielt sich im Hintergrund. Sie mochten sich im stillen freuen: ihr „Baby“ funktionierte und die von weit hergereisten Maschinenspezialisten nickten immer wieder anerkennend mit den Köpfen.

*

Zwar hat die Annener Werkzeugmaschinenbau – der nach außen als Hille Werkzeugmaschinen GmbH firmiert – schon seit Jahr und Tag Gelenkspindelbohrmaschinen in ihrem Fertigungsprogramm, und Zylinderausbohrmaschinen sind im Hinblick auf die schon mehrfach gelieferten Transferstraßen ebenfalls nichts Neues für die Werkzeugmaschinenbauer in Annen. Neu sind jedoch die gewaltigen Abmessungen, die automatische Bearbeitung auch schwerer (bis 5,5 t) Dieselgehäuse gestattet, und die raffinierte Kombination von Zylinderausbohroperationen und Gelenkspindeloperationen.

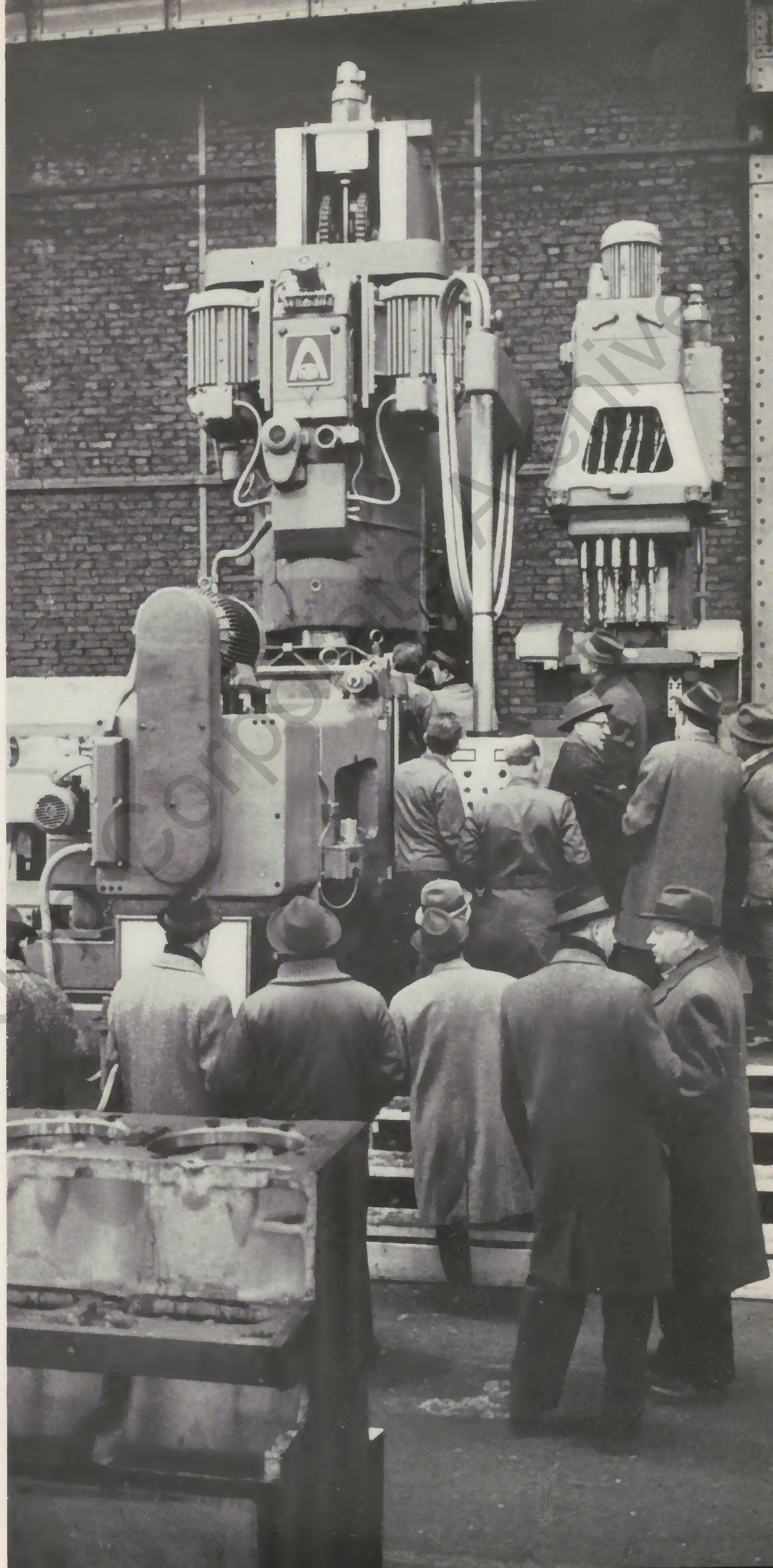
In einem technischen „Waschzettel“, den jeder Besucher am 18. Januar bei der Begrüßung an seinem Platz im Sitzungssaal vorfand, liest man in knappen Worten folgendes über Sinn und Zweck dieser Maschine, die weit über 1 Mill. DM kostet: Die Maschine dient zur Bearbeitung von Kastengestellen schwerer Schiffsdieselmotoren mit unterschiedlicher Zylinderkraft und verschiedenen Zylinderabständen.

Auf der Maschine werden folgende Bearbeitungen durchgeführt:

1. Vor- und Fertigbearbeiten der Zylinderbohrungen bis zu einem Durchmesser von ca. 480 mm, mit Anfassen und Planen.
2. Vor- und Fertigbearbeiten aller Befestigungslöcher für die Zylinderköpfe und anderer Bohrungen mit nachfolgendem Gewindebohren (vertikale Bearbeitung).
3. Vor- und Fertigbearbeiten der Bohrungen in der Steuerwellen- und Auspuffseite mit nachfolgendem Gewindebohren (horizontale Bearbeitung).

Ein paar recht dürre Sätze, die dem Laien nur eine recht allgemeine Vorstellung von den Wirkungsmöglichkeiten dieser Maschine gibt. Für die Fachleute aber schien die Maschine wirklich fast eine Sensation zu sein – wenn man seinen Augen trauen darf: Überall auf der Maschine kletterten sie herum, klopfen hier, horchten da, ließen sich Zahlen nennen und forderten Informationen. Es schien, als würden die Konstrukteure von den kritischen Besuchern ebenso durchleuchtet wie die vorgeführte Riesenmaschine selbst. Die Werksleitung mochte zufrieden sein, denn sie erhoffte sich von der Vorführung vor allem das Interesse möglicher Käufer für diese in ihrer Art und Größe bislang einmalige Konstruktion.

Im Mittelpunkt des Interesses: Die fast 7 m hohe Zylinderausbohrmaschine. Im Bild links die Anlage zur Vor- und Fertigbearbeitung der Zylinderbohrungen, rechts der Teil für die vertikalen Gewindebohr-Operationen



Maecenas lebt noch



▲ In einem Sitzungssaal des Rheinstahl-Hochhauses: Chemielandschaft von Heinz Schildknecht
Im Büro des Arbeitsdirektors der Rheinischen Stahlwerke Dr. Poth: Figuration 1 von Werner Graeff ▼



Rheinstahl-Hochhaus in Essen am 20. Dezember 1962. 16. Stockwerk: Drei Räume dieser Etage sind von oben bis unten behängt mit Gemälden, Stichen, Radierungen, Holzschnitten, Aquarellen.

Die Vertreter der Essener Lokalpresse begutachten mit fachkundigem Blick die in Stil und Technik verschiedenartigen Werke von Künstlern, die z. T. in Essen beheimatet sind, z. T. aber auch aus dem weiteren Ruhrgebiet, dem Rheinland, ja aus dem deutschen Süden Bilder eingesandt haben. Mit interessiertem, aber oft auch mit skeptischem Blick betrachten Abordnungen der verschiedensten Abteilungen im Hause die Kunstwerke. Veranstaltet Rheinstahl eine Kunstausstellung? Die Antwort: Ja und Nein.

Die Zusammenfassung von rund 90 Bildern in drei Räumen des Hochhauses am 20. Dezember machte in jedem Fall den Eindruck einer – wenngleich auch räumlich beengten – Kunstausstellung. Andererseits aber handelt es sich vom Zweck her gesehen mehr um eine Zurschaustellung zur Auswahl des künftigen Wand schmucks im Hochhaus.

*

„Unser Hochhaus, dessen Charakter von den drei Material-Komponenten Stahl-Glas-Beton geprägt wird, verlangt nach einer Raumausschmückung, die zeitgemäß ist. Alle Räume, sowohl jene des Vorstandes und der leitenden Mitarbeiter als auch die Repräsentations- und Sitzungsräume sowie die übrigen Büroräume sind in Stil und Material modern ausgestattet. Es war nun unsere Absicht, diese Räume auch mit möglichst zeitgemäßen Kunstwerken auszuschnücken. Moderne Kunst in ein modernes Haus. So lautete unsere Devise.“ In diesem Sinne zitierte die Abteilung Allgemeine Verwaltung den für das Schöne aufgeschlossenen und der Kunst Verständnis entgegenbringenden Rheinstahl-Generaldirektor Söhngen.

Doch die Vorgeschichte zu der Ausstellung ist ebenfalls interessant: Durch den Umzug der verschiedenen Abteilungen der Rheinstahl-Verwaltung aus Düsseldorf, Mülheim und Essen nach Fertigstellung des Hochhauses im Jahre 1961 und durch den Abriß des alten Arenberghauses im vergangenen Herbst waren zahlreiche Bilder und Skulpturen, die dortige Büro- und Repräsentationsräume ausgeschmückt hatten, „heimatlos“ geworden. Doch ihre Zahl hätte bei weitem nicht ausgereicht, auch nur die wichtigsten Räume im neuen Haus zu schmücken. Also fragte man sich: Warum sollen wir nicht eine Reihe Künstler, vornehmlich aus Essen und der näheren Umgegend, einladen, uns Arbeiten aus ihrem neuesten Schaffen anzubieten?

Gesagt, getan: 23 direkt angesprochene Künstler verschiedener Stilrichtungen wurden im Frühjahr 1962 um Vorschläge gebeten. Sieht man den „Katalog“ der späteren Ausstellung durch, so stellt man fest, daß allein elf Künst-



Werner Graeff

ler in Essen arbeiten: Werner Graeff, Niels Bohn, Jo Pieper, Carl Fimmen, Leo Bögel, Ferdinand Spindel, Winfried Robert Gehring, Werner und Walter Booz, Hermann Kresges und Heinz Schildknecht. Diese Künstler sandten zum großen Teil drei und mehr Arbeiten ein, so daß man verschiedentlich nicht nur einen guten Querschnitt durch ihr Schaffen erhielt, sondern auch eine so große Bilderanzahl, daß man wirklich „auswählen“ konnte. Der Fonds zum Ankauf der Bilder war jedoch nicht unbegrenzt.

*

Kurz vor Weihnachten war es dann soweit: die Bilder waren aufgehängt, das „Publikum“ konnte kommen. Man hätte sich die Kommentare der Kunstbetrachter notieren müssen: zwischen Zustimmung und Ablehnung, Bewunderung und harter Kritik schwankte das Pendel der Wertschätzung. Besonders die ungegenständlichen Bilder fanden nur in den selteneren Fällen Gnade vor den Augen der Betrachter, die ja schließlich mit diesen Bildern während ihres Arbeitstages leben sollten. Aber erstens gab es eine ganze Reihe Bilder, die in durchaus herkömmlicher, gegenständlicher Manier gefertigt waren, zweitens waren viele Rheinstahl-Mitarbeiter der modernen Kunst soweit aufgeschlossen, daß sie auch halbgegenständliche, vielfach in der grafischen oder farblichen Wirkung interessante Bilder akzeptierten und drittens waren die auch in der Rheinstahl-Verwaltung vorhandenen Freunde der abstrakten Kunst zahlreich genug, um auch jenen Künstlern eine Ankauf-Chance zu geben, die dieser Richtung anhängen.

Als die „Ausstellungsleitung“ später Bilanz machte, konnte sie befriedigt feststellen, daß doch der überwiegende Teil der Bilder Liebhaber gefunden hatte, wobei sogar nicht zu vermeiden war, daß verschiedene Kunstwerke mehrere „Gebote“ erhielten, so daß das Los entscheiden mußte.

„Maecenas lebt also doch noch“, war unser Kommentar, als wir uns über die Bilderaktion informierten. „Wir haben versucht, den Essener Künstlern durch den Ankauf von Bildern eine Chance zu geben, die sich für sie auch in Heller und Pfennig ausdrücken ließ; anderer-



Niels Bohn

seits wollten wir uns zugleich selbst helfen, und Bilder einkaufen, die in ihrer Auffassung dem Charakter unseres modernen Verwaltungsgebäudes entsprechen.“ So erklärte uns die für die Organisation der Ausstellung verantwortlich zeichnende Abt. Allgemeine Verwaltung die Motive der Rheinstahl-Verwaltung.

Wir meinen – nach einem Rundgang durch verschiedene Büro- und Repräsentationsräume –, daß diese Absicht in hohem Maß verwirklicht werden konnte. Maecenas, der zur Zeit Christi in Rom bekannte Gönner und Förderer von Künstlern und den schönen Künsten, würde an der Bilder-Aktion der Rheinstahl-Verwaltung seine Freude gehabt haben.

Das nicht immer befriedigende Mäzenatentum der Industrie ist in den Nachkriegsjahren vielfach diskutiert worden, oft sogar recht kritisch. Rheinstahl hat hier ein schönes Beispiel für zeitgemäße Kunstförderung gegeben, ein Beispiel, das – so ist zu hoffen – bei passender Gelegenheit wiederholt werden sollte. Noch ist viel Raum an den Wänden des zweiundzwanzigstöckigen Hochhauses am Essener Bismarckplatz.

*

Nachdem wir einen Teil der Bilder im Rheinstahl-Haus gesehen hatten, interessierte es uns, einige der Künstler kennenzulernen, die sie geschaffen haben. Wir ließen uns deshalb die Adressen von drei Essener Künstlern geben, die in ihrer künstlerischen Auffassung höchst verschieden sind. Wir besuchten Niels Bohn, Carl Fimmen und Werner Graeff, Vorsitz des Ruhrländischen Künstlerbundes und in seiner künstlerischen Entwicklung der wohl interessanteste, aber auch wohl umstrittenste Künstler unter den Ausstellern im Rheinstahl-Haus.

Werner Graeff, Jahrgang 1901 – „ein Mann so breit wie er groß ist, ein Vollblutkünstler“, wie uns einer seiner Kollegen verriet, stieß 1921 zum „Bauhaus“ in Weimar. Dort lehrten Männer wie Gropius, Schlemmer, Klee, Feininger. Von hier aus erhielt die Welt der Kunst und der Architektur Impulse, die noch heute, vierzig Jahre später, fruchtbar weiterwirken. Die reine, die funktionelle Form, das war und ist ein Begriff, der von Weimar seinen Ausgang nahm und heute noch Gültigkeit besitzt



Carl Fimmen

– denken wir z. B. an das architektonische Konzept des Rheinstahl-Hauses.

Graeff entschied sich früh für die abstrakte Form, für die klare Linie, die reine Farbe. Später entwarf er Partituren für abstrakte Filme (mit Hans Richter), gründete mit ihm eine Zeitschrift („G“), die für eine saubere Formgestaltung eintrat, er schrieb Bücher über Fotografie – in der Emigration und von 1951–1959 an der Folkwangschule in Essen lehrte er dieses Fach –, er war Mitglied der in Holland beheimateten „Stijl-Gruppe“ und wirkte publizistisch für den „Werkbund“.

In seiner künstlerischen Entwicklung wurde Graeff schon früh zum Anhänger der von Mondrian vom Kubismus hergeleiteten revolutionären Ideen des sog. „Neoplastizismus“, der sich als formaler Mittel lediglich stets im rechten Winkel angeordneter horizontaler und vertikaler Schenkel, Rechtecke und Quadrate sowie der drei Primärfarben Rot, Blau und Gelb bediente, zu denen als weitere Töne Weiß, Schwarz und Grau – eigentliche „Unfarben“ – traten.

Auch wer die heutigen, nicht mehr streng geometrischen Bilder des Künstlers – der 1934 nach Spanien, 1936 in die Schweiz emigrierte und 1951 wieder über Paris nach Deutschland zurückkehrte – sieht, wird erkennen, daß Graeff der in der Jugend als richtig erkannten künstlerischen Aussage, der absolut abstrakten Bildfassung, treu geblieben ist. Werner Graeff, der letzte überlebende „Konstruktivist“ des Malerkreises der weltberühmten Bauhaus-Schule in Weimar, hatte im vergangenen Dezember eine große Ausstellung im Kunstverein zu Düsseldorf; eine Ausstellung in Bochum wird vorbereitet.

Über seine Bilder, die er lediglich als Form und Farbe aufgefaßt wissen will, sagt er: „Jeder Künstler sollte sich bemühen, sein Bestes zu geben, gleichgültig wie und was er malt.“ Das künstlerische Bekenntnis eines Mannes, dem Malen alles bedeutet, der aber zugleich weiß, daß seine Arbeit vom breiten Publikum nicht verstanden wird. Noch nicht?

*

Carl Fimmen – er bevorzugt Aquarell- und Temperafarben – ist in seinem Gesamtwerk

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 22



„Man geht nicht mehr ohne Helm“: Im Apparatebau des Gusstahlwerks Annen hat sich innerhalb des letzten Jahres der Schutzhelm durchgesetzt

Unfallschutz Annen

Unfallsituation hat sich gebessert

Nach einem Gespräch mit dem Sicherheitsingenieur
des Annener Gusstahlwerks über das Jahr 1962

Täglicher Erfahrungsaustausch zwischen Sicherheitsing. Huthwelker und Unfallobmann Schlichting



Der Tag des Sicherheitsingenieurs Huthwelker beginnt allmorgendlich mit einem Betriebsrundgang. Dieser „Morgenspaziergang“ ist in den 15 Monaten seiner Tätigkeit im Annener Gusstahlwerk zu einer notwendigen und nützlichen Routine geworden. Er sieht sofort, was anliegt, und jeder, der ein Anliegen hat, kann ihn im Betrieb sofort ansprechen. Gegen 9 Uhr ist er wieder in seinem Büro, um sich für einige Zeit dem Papierkram zu widmen, als da ist die Auswertung von Unfallanzeigen, Durchsicht der Post, Auswertung von Arbeitssicherheitsschriften und sonstigem Material, dessen Kenntnis im Kampf gegen den Unfall zweckmäßig ist.

„Natürlich bin ich während des Tages immer wieder mal im Betrieb. Man muß ständig seine Runden machen. Nur durch den direkten Kontakt in den Betrieben sehe und höre ich, wo es brennt. Jedesmal schaue ich auch bei der Sanitätsstube vorbei, denn hier laufen alle Unfallmeldungen ein.“ Der Sicherheitsingenieur ist fast ständig in Trab.

Blickt man nun zurück und zieht eine Unfallsbilanz des Jahres 1962, so kann man die Feststellung treffen: Das Traben hat sich schon bezahlt gemacht. Wenngleich die Unfallstatistik des Annener Werkes Ende Januar noch nicht abgeschlossen zur Auswertung vorlag, so läßt sich doch schon vorab sagen: Während im Jahre 1961 noch rund 600 meldepflichtige Unfälle (Krankheitsdauer länger als 3 Tage) in Annen zu verzeichnen waren, verringerte sich die Zahl derartiger Unfälle im Jahre 1962 auf 412. Das bedeutet eine Verbesserung der Unfallziffer um 33%. Nimmt man einen Vergleich der Unfälle gerechnet auf 1000 Mitarbeiter pro Monat vor, so ergibt sich für 1961 eine durchschnittliche Unfallquote von 25 gegenüber nur noch 14,2 im vergangenen Jahr. „Erfreulich bei dieser Entwicklung ist auch noch, daß der Anteil der schweren Unfälle (Krankheitsdauer 45 und mehr Tage) abgenommen hat. 80–85% der Unfälle sind leicht-

terer Natur", meint nicht ohne Stolz der Sicherheitsingenieur. Wenn das keine Fortschritte sind.

Allerdings führt der Sicherheitsingenieur noch immer Klage darüber, daß Handquetschungen und Brandwunden neben Stolper- und Sturzunfällen an der Spitze der Unfalltabelle rangieren. Lediglich bei den Augenverletzungen sei eine deutliche Besserung eingetreten: das Tragen von Schutzbrillen werde in zunehmendem Maß zur Selbstverständlichkeit an den unfallgefährdeten Arbeitsplätzen. „Natürlich gibt es immer noch Unbelehrbare, die die Brille aufsetzen, wenn ich komme, und, kaum habe ich ihnen den Rücken gekehrt, die Brille wieder in die Tasche stecken. Aber die werden es wohl erst dann begreifen, wenn das Auge kaputt ist.“ Vor soviel Unverstand möchte der so sehr um die Unfallgefahr bemühte Sicherheitsingenieur schier verzweifeln. Auch der Sicherheitsschuh – hoch oder halb – setzt sich offenbar in Annen immer stärker durch. Schutzhelme sind auch schon häufiger zu sehen. Im Apparatebau ist es Pflicht, sie zu tragen.

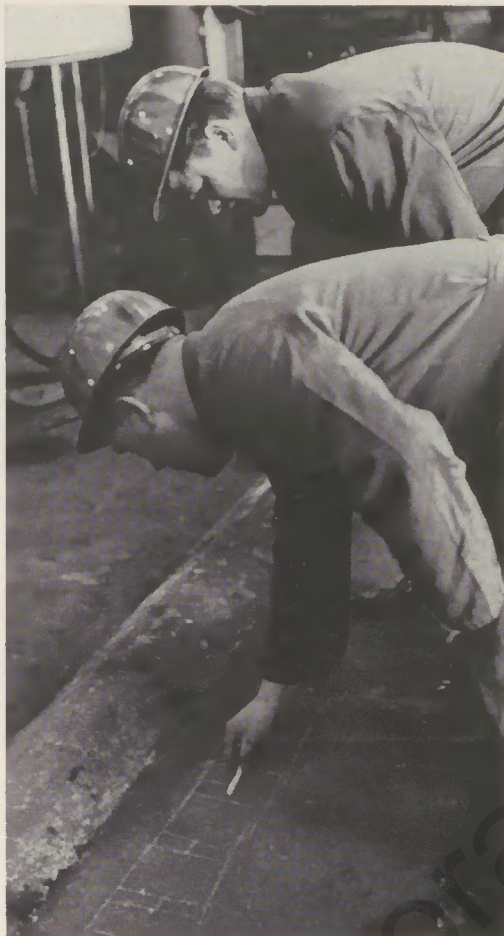
Auf unsere Frage, worauf die meisten Unfälle zurückzuführen seien, meinte der Sicherheitsingenieur: „Unachtsamkeit, mangelnde Konzentration und fehlendes Sicherheitsbewußtsein. Natürlich spielen bei vielen Unfällen auch noch betriebliche Unzulänglichkeiten eine Rolle, aber in jedem Fall wirkt das persönliche Verhalten des einzelnen mit.“ Das erstaunliche ist nur, daß zwar oft genug über technische Mängel in den Betrieben geklagt wird, aber häufig werden sie erst dann gemeldet, wenn sie zu einer Unfallursache wurden. „Warum melden das die Leute nicht gleich, bevor etwas passiert?“ wundert sich – völlig zu Recht – der Sicherheitsingenieur.

Ein recht erhebliches Unfallrisiko brachte der in diesen Wochen zum Abschluß gekommene z. Z. äußerst schwierige Umzug der zentralen Werkzeugmaschinenfertigung in die Halle A 7 mit sich. Das gleiche galt auch für den Umzug des Waggonbaus und der Sonderfertigung. Vor allem gab es hier Handverletzungen, besonders Quetschungen und Schnittwunden an den Händen.

„In einem Jahr läßt sich natürlich ein so großes Werk nicht nach sicherheitstechnischen Gesichtspunkten umkrempeln. Ich bin froh, daß wir im vergangenen Jahr nur noch etwa zwölf schwere Unfallverletzungen zu verzeichnen hatten. Früher waren es erheblich mehr. Aber die zahlreichen Bagatellunfälle und die meldepflichtigen Unfälle zeigen doch, daß das Sicherheitsbewußtsein der Annener Mitarbeiter noch nicht den wünschenswerten Stand erreicht hat, wie er etwa in Hattingen auf der Henrichshütte üblich ist. Aber da wird ja auch schon seit über sieben Jahren systematisch dem Betriebsunfall zu Leibe gegangen.“

Eine Möglichkeit, eine breitere Resonanz für die Unfallschutzarbeit in der Belegschaft zu erreichen, stellen die Betriebssicherheitsausschüsse dar, die etwa alle drei Monate vom Sicherheitsingenieur einberufen werden. An ihnen nehmen jeweils der Betriebschef, die Betriebsleiter, die Meister, die Unfallvertrauensmänner und natürlich der Unfallobmann teil. Hier hat der Sicherheitsingenieur Gelegenheit, den im Betrieb Verantwortlichen das zu sagen, was es zu sagen gilt. Andererseits kann er aus diesem Gremium Vorschläge erwarten, die ihm in seiner Arbeit helfen können.

Zweiundzwanzig Unfallvertrauensmänner sind gegenwärtig in den Betrieben tätig. Viele von ihnen sind zugleich Mitglieder des Betriebsrats. „Diese Leute sind im Betrieb bekannt und genießen das Vertrauen der Belegschaft. Sonst wären sie ja nicht im Betriebsrat.“ Diese einleuchtende Argumentation führte zu der vernünftigen Lösung, jenen Männern einen Teil der Verantwortung für die Sicherheit im Betrieb zu übertragen, die sowieso die sozialen



Diskussion an Ort und Stelle

Belange der Belegschaft – und die Unfallsicherheit ist eine der wichtigsten – kraft ihres Betriebsrats-Mandats zu ihrer Sache gemacht haben.

Übrigens findet einmal wöchentlich eine „General-Betriebsbegehung“ statt, an der auch Unfallobmann Schlichting teilnimmt. Hierbei wird jeder Betrieb des Annener Werkes kritisch unter die „Unfallschutz-Lupe“ genommen. Die anschließende Diskussion der festgestellten Mängel ist der erste Schritt zu ihrer Beseitigung.

Etwa alle drei Monate trifft sich Sicherheitsing. Huthwelker mit Sicherheitsing. Kronsbein, der im Werk Brackwede tätig ist, bei Hauptsicherheitsing. Ritter, der neben seiner Unfallschutzarbeit auf der Henrichshütte für die Koordinierung der gesamten Unfallschutzarbeit in den Ruhrstahl-Werken zuständig ist. Bei diesen Zusammenkünften werden Probleme und Sorgen besprochen, werden Schwerpunktprogramme diskutiert, wird der Weg abgesteckt, der in den kommenden drei Monaten zurückzulegen ist.

Die Bewältigung des Unfallgeschehens in Annen und Brackwede bleibt aber im wesentlichen der Initiative der Sicherheitsingenieure überlassen. Wie sie mit den Werksleitungen einerseits und den Belegschaften andererseits auskommen, ist ihre Sache. Der Fall Annen zeigt, daß Sicherheitsing. Huthwelker sich in den fünfzehn Monaten seiner Tätigkeit durchgesetzt hat und Erfolge aufweisen kann, die sich sehen lassen dürfen.

„Allein hätte ich das aber nicht schaffen können“, meint Huthwelker zu uns. „Das Verdienst für das Geleistete gebührt allen im Werk, die sich mit mir und meinen Unfallvertrauensmännern gemeinsam für die Sache der Unfallsicherheit eingesetzt haben, gleichgültig, ob das die Werks- und Betriebsleitungen oder die Sozialabteilung sind, der Betriebsrat, die Meister oder jene Männer im Betrieb, die erkannt haben, worum es geht, und die sich entsprechend sicherheitsgerecht bei der Arbeit verhalten. Wir sind 1962 ein ganzes Stück vorangekommen, aber 1963 muß es noch besser werden.“

Werksarzt

Kälte brachte Krankenrekord

Der strenge Winter, der bis weit in den Februar unser Land mit einer dicken Eis- und Schneeschicht überzogen hielt – und auch jetzt noch nicht vorüber ist –, hat zu einem enormen Anstieg der Krankenziffer auf der Henrichshütte geführt. Dabei ist festzustellen, daß die klare Winterluft mit zeitweisen Sonneneinstrahlungen wesentlich gesünder war, als die sonst übliche trübe, regnerische Wechsellage. Die Gefährdung bestand diesmal in den abnorm tiefen Kältegraden, auf die wir in unseren klimatischen Breiten nicht mehr eingestellt sind. So erfreulich die rückläufige Tendenz der Krankenziffer im Vorjahre war, so alarmierend ist der gegenwärtige Krankenstand. Im Januar feierten in einzelnen Betrieben über 15% der Mitarbeiter krank. Damit lagen wir erheblich über dem Krankenstand anderer gleichgelagerter Werke. Grippale Infekte, Erkältungskrankheiten machten den Hauptanteil aus. Besonders ärgerlich für alle zahlenden Träger der Krankenversicherung waren die Skiuinfälle, die oft wochenlange Krankenhausbehandlung notwendig machten.

In einzelnen Betrieben unseres Werkes lagen besonders ungünstige klimatische Verhältnisse vor (etwa im Stahlwerk), die teilweise für die Krankenstandsmissere verantwortlich zu machen sind. Werksleitung und Vorstand waren hier gemeinsam mit dem Betriebsrat bemüht, schleunigst eine Besserung der Winterfestigkeit gefährdeter Arbeitsplätze zu erreichen – wobei sich aber der Witterungscharakter verzögernd auf diese Arbeiten auswirken mußte.

Leider ist es bis heute, trotz einzelner Erfolge in der Impfmündung gegen alle Formen der Virusgrippe, noch nicht möglich, eine medikamentöse Vorbeugung gegen die meist banalen grippalen Infekte durchzuführen. Jeder sollte jedoch durch verstärkte Vitaminzufuhr – Salate, Apfelsinen, Zitronen, Äpfel und Obst jeder Art –, durch zweckentsprechende Kleidung, durch richtiges, der Kälte angemessenes Verhalten am Arbeitsplatz – auch am warmen Arbeitsplatz – dazu beitragen, Erkrankungen zu verhüten. Wir alle tragen ein Stück Verantwortung für unseren Nächsten in der Sozial- und Krankenversicherung. Es ist bequem, sich bei den leichtesten Anzeichen einer Erkältungskrankheit ins Bett zu legen nach dem Motto: „Laß die anderen mal arbeiten.“ Der Prozentsatz derer, die so denken, ist – Gott sei Dank – sehr gering. Zu dieser Gruppe gehören auch die gewiegten Kenner der Lohn- und Krankengeldarithmetik, insbesondere bei drohender Kurzarbeit. Die schlechte Arbeitsmoral dieser kleinen Gruppe von Sozialegoisten belastet uns alle in erheblichem Ausmaß.

Eine Frühbehandlung der grippalen Infekte ist durchaus möglich. Jeder sollte sich bei den ersten Anzeichen einer Erkältungskrankheit, wie Husten, Schnupfen, Halsschmerzen und Frösteln, gleich zum Arzt begeben. In der werksärztlichen Abteilung stehen Grippemittel in ausreichender Menge zur Verfügung. Meist ist durch eine abendliche Schwitzprozedur mit den ausgegebenen Tabletten und einem heißen Getränk – Tee, Grog und dgl. mit Zitronenzusatz – der Ausbruch der Krankheit zu verhüten. Selbstverständlich gehört der Grippekranken mit Fieber ins Bett. Diese Entscheidung muß und wird der ärztlichen Verantwortung überlassen bleiben müssen. Auch die Dauer der Erkrankung läßt sich in Einzelfällen nicht übersehen und vorausbestimmen, doch spielt die Arbeitsmoral und die charakterliche Grundhaltung zweifellos eine Rolle bei der Krankheitsdauer.

Ernstere Zeiten erfordern im Interesse unserer arbeitenden Kollegen und im Interesse der Erhaltung des Arbeitsplatzes auch einmal ernste und unbequeme Worte. Wir alle tragen die Verantwortung für unsere Gesundheit, aber auch für die Gesundheit unserer Krankenversicherung, die ja letzten Endes für den wirklich ernstlich Kranken eine soziale Sicherung darstellen soll. Eine leichtfertige Gefährdung des finanziellen Gleichgewichts unserer Krankenkasse bewirkt – neben der Möglichkeit der Erhöhung der Sozialbeiträge – eine Schädigung der wirklich kranken Arbeitskollegen.

Dr. med. B. Gruß, Henrichshütte

Professoren der TH Aachen besuchten die Henrichshütte

Fortsetzung von Seite 10

den Bearbeitungswerkstätten beeindruckten die ungewöhnlichen Dimensionen der BW VII am stärksten. Als letzten Betrieb besichtigten die Aachener Gäste das Walzwerk, dessen elektronengesteuerte Technik den Wissenschaftlern bewundernde Kommentare abnötigte. Mit dem Bus ging es dann zur Versuchsanstalt, deren analytische Funktionen dem Wesen der Wissenschaftler mehr entsprochen haben mochten als die lärmende, heiße und an manchen Stellen auch staubige Betriebsatmosphäre.

Bei dem anschließenden Imbiß auf der Schulenburg fand sich noch ein Ehrengast ein, dessen Kommen Prof. Spolders besonders gefreut haben mochte: Prof. Schenk, Direktor des Instituts für Eisenhüttenkunde an der TH Aachen und Vorsitzender des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute (VDEh).

Man muß einmal miterlebt haben, mit welcher kritisch-interessiertem Blick Hochschullehrer ein Industrierwerk besichtigen. Sie haben viele Fragen, die selbst für den Fachmann nicht immer sofort zu beantworten sind. Verschiedene der Aachener Professoren hatten zwar die Hütte schon bei früherer Gelegenheit ge-



Die Professoren der TH Aachen am 80-t-Elektroofen

sehen, doch waren sie erstaunt, wieviel sich seit ihrem letzten Besuch verändert hatte. Es ist durchaus nicht so, daß Professoren, besonders der technischen Disziplinen, keine Verbindung zur Praxis hätten. Sie sind sogar in einem nicht geringen Maß darauf angewiesen, von Zeit zu Zeit – z. T. gemeinsam mit den Studenten – Exkursionen in die Industrierwerke

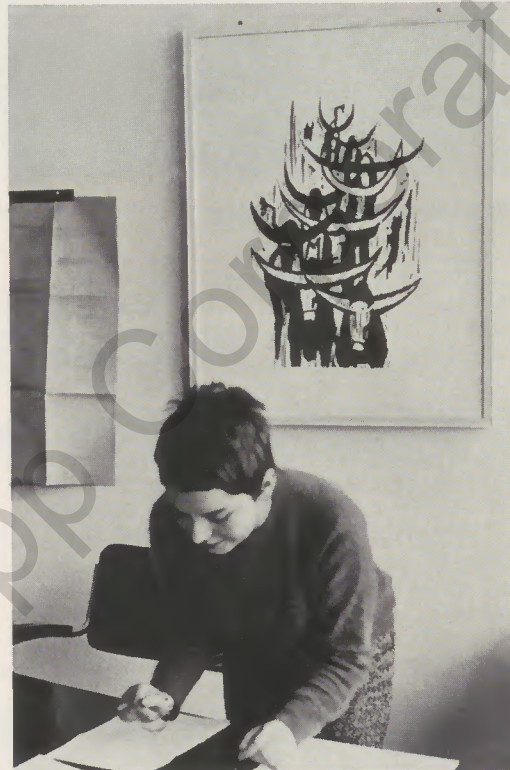
zu machen, denn nur eine enge Verquickung zwischen den Vorlesungen im Hörsaal der Hochschule und dem Augenschein der Betriebspraxis gewährleistet das, was für die Zukunft unserer Industrie von größter Bedeutung ist: einen in Theorie und Praxis geschulten akademischen Nachwuchs, der die technischen Probleme von morgen zu meistern gelernt hat.

Maecenas lebt noch

Fortsetzung von Seite 19

ein Künstler der gegenständlichen Kunstauffassung. Und doch, wenn man die frühen Bilder des seit ein paar Jahren pensionierten Kunsterziehers an der Realschule in Essen-West mit den Arbeiten aus den letzten Jahren vergleicht, so wird sofort deutlich: hier hat sich ein Wandel vom rein gegenständlichen Erfassen des Motivs zu einer zunehmend abstrahierten Formgebung vollzogen. Der gebürtige Ostfrieser, der mit Vorliebe an maritimen Motiven arbeitet – etwa Hafenszenen, Segelschiffe, Strandmotive –, hat gerade in den letzten Jahren eine Entwicklung durchlaufen, die ihn dem Ziel eines jeden Künstlers näherbringt: im Bild ganz das ausdrücken zu können, was vor dem geistigen Auge sich zu Form und Farbe verdichtet. „Ich werde wohl nie mit meinen Bildern zufrieden sein“, meinte Carl Fimmen, „aber wie jeder Künstler arbeite ich ständig daran, das zu vollbringen, was mir vorschwebt.“ Eines aber weiß der jugendlich, elastisch erscheinende Künstler ganz gewiß: „Abstrakt werde ich nie malen!“

Niels Bohn ist ein Vertreter der „Kriegsgeneration“, die es nach 1945 besonders schwer hatte, wieder Anschluß zu gewinnen. Nach dem Studium an den Kunstakademien in Karlsruhe und später in Düsseldorf (bei Pankok) zwang ihn seine wirtschaftliche Lage und der leidige



In einem Büro: Stiere (Holzschnitt) von Niels Bohn

Bürokratismus, auf ein Staatsexamen als Kunsterzieher zu verzichten. So arbeitet er heute als Grafiker in einem Verlag, und erst am Feierabend darf die Kunst zu ihrem Recht kommen.

Bohn, der vor allem als Holzschnitzer hervorgetreten ist und neuerdings seine Aufmerksamkeit auch dem Aquarell zugewandt hat, gehört zu jenen besonders sensiblen Künstlern, die es sich in der Bewältigung der selbst gestellten Aufgabe besonders schwermachen. Sein Holzschnitt-Zyklus „Ecce Homo“ und das in Arbeit befindliche Tryptichon „Der Leidensweg Christi“ weisen ihn als einen ganz nach innen gerichteten, aus sich selbst schöpfenden Künstler aus. Auch seine Bemerkung: „Ich trage ein Motiv oder ein Thema oft monatelang mit mir herum, bevor es sozusagen plötzlich ‚an die Oberfläche‘ kommt“, kennzeichnen diesen Künstler, der ohne Skizzen arbeitet, ganz dem Nachempfinden zugewandt.

Wer die Holzschnitte Bohns aus den letzten zwei Jahren sieht, wird erkennen, wie sehr dieser Künstler gerade in dieser Zeitspanne zur abstrahierten – nicht abstrakten – Form gefunden hat. „Ich will dem Gegenstand verhaftet bleiben, auch wenn ich die Form auf ein Minimum der Gegenständlichkeit abstrahiere“, war hierzu sein Kommentar.

Das wunderbare Aquarell „Zweig im Mond“ das jetzt in einem Rheinstahl-Büro hängt, sagt mehr über diesen Künstler aus als Worte vermögen.

Sozialabteilung zog um

Fortsetzung von Seite 15

später ihre neuen Arbeitsräume im 1. Obergeschoß bzw. im sog. 1. Untergeschoß. Von diesem Geschoß aus führt übrigens auch das

künftige Haupttor der Hütte auf die Brucher Straße. Den Niveauunterschied zur Hüttenflur werden zwei Rolltreppen überwinden. Das 2. Untergeschoß, in das die Praxis des Werksarztes (einschließlich der verschiedenen Behandlungsräume), und das 1. Untergeschoß,

Im Chaos des Umzugs



in das die Werkfeuerwehr und der Werkschutz einziehen werden, waren Mitte Januar noch nicht bezugsfertig ausgebaut, so daß sich hier der Umzug noch etwas verzögern wird.

Während also die Möbelpacker mit Aktenschränken, Schreibtischen und Schränken die Treppen aufwärts ächzten, wurde in den Untergeschossen noch fleißig gewerkelt. Es war aber geplant, daß bis Ende Januar alle für den Belegschaftstrakt vorgesehenen „Mieter“ eingezogen sind. So jedenfalls hoffte man bei der Abt. Allgemeine Werksverwaltung, in deren Händen die organisatorische Abwicklung des Neubaus der Werksverwaltung und des Belegschaftstrakts liegt.

Wie wir aus heutiger Sicht feststellen können, hat es ja auch geklappt. Daß sich im Nachhinein noch eine Reihe Mängel herausstellte, gehört wohl zu den Zwangsläufigkeiten eines jeden Neubaus. Hoffen wir, daß der Neubau die Mitarbeiter zu erfolgreicher Arbeit befähigt.



Zu guter Letzt

Der Jahrhundert-Winter

GOTTSEIDANK, DASS
DIESER WINTER
ENDLICH VORBEI IST!



TROTZDEM BIN ICH
RICHTIG FROH, DASS
ES SO KALT WAR.



WENN MAN FRÜHER MAL
GEFROREN HAT, DANN
SAGTEN DIE ALTEN
IMMER: »DAS IST DOCH
GAR NICHTS GEGEN
DEN WINTER 1928/29«,



UND SIE RENOMMIER-
TEN, WIE FÜRCHTER-
LICH KALT ES DAMALS
GEWESEN WÄRE.



UND DANN MISCHTE
SICH DER OPA EIN
UND SAGTE,



1915/16 SEI ES NOCH
KÄLTER GEWESEN,
DAS HÄTTEN WIR ERST
EINMAL ERLEBEN
SOLLEN.



NUN HABEN WIR ES
ALSO AUCH SELBER
ERLEBT, UND DIESER
WINTER WAR KÄLTER
ALS IHRE WINTER
VON DAMALS.



UND WENN SPÄTER
DIE BLAGEN SAGEN:
»PAPA, ES IST SO
KALT!«,



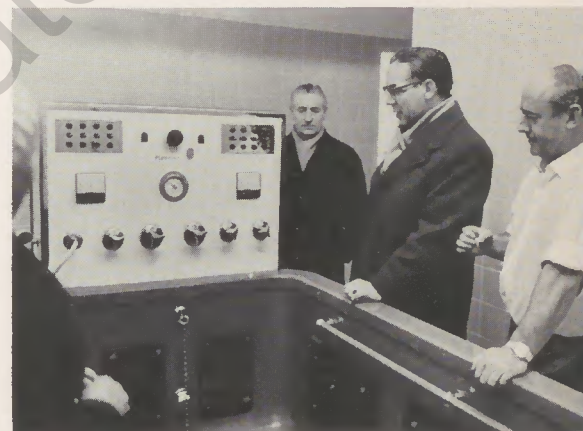
DANN KÖNNEN WIR
IHNEN ENTGEGNEN:
»DAS IST NOCH GAR
NICHTS GEGEN DEN
WINTER 1962/63, DEN
HÄTTET IHR MAL ER-
LEBEN SOLLEN!«



Ruhrstahl-Bildchronik



Gießereipraktikanten auf der Hütte: Am 31. Januar besuchte Professor Patterson mit 45 Studenten der Technischen Hochschule Aachen die Henrichshütte. Der Vormittag war zwei Vorträgen gewidmet, die sich mit Stahlformguß und der Stahlerzeugung befaßten. Am Nachmittag besuchten die Studenten Betriebe der Henrichshütte. Besonderes Augenmerk wurde bei der Besichtigung auch auf die Versuchsanstalt (unser Bild) gerichtet, die mit ihren hochmodernen Einrichtungen für die angehenden Ingenieure besonders interessant war. Eine Hervorhebung verdient dieser Besuch, weil es sich um das 25. Praktikum der Technischen Hochschule Aachen handelt, das von unserem Vorstandsmitglied Professor Spolders geleitet wurde, der bekanntlich an der TH Aachen Vorlesungen in Gießereikunde hält.



Der erste Besuch im neuen Haus: Mitten in die Umzugsarbeiten der werksärztlichen Dienststelle kam am 25. Januar der erste Besuch: die Bereitschaftsführerin vom Deutschen Roten Kreuz Bochum, Frau Bergmann, Verwaltungsleiter Kompa vom ev. Krankenhaus Bochum-Linden und Pastor Flentje. Obwohl Werksarzt Dr. Gruß noch mit aufgekrempten Ärmeln (im Bild rechts) bei der Einrichtung seiner neuen Räume war, gab es doch schon so viel in den neuen Behandlungs- und Baderäumen der werksärztlichen Praxis zu sehen, daß die Besucher genug Anregungen für die eigene Arbeit mit nach Hause nehmen konnten.



Facharbeiterprüfungen: Am 5. und 6. Februar bildete die Prüfung von 13 technischen Zeichnern im Zeichensaal der Lehrwerkstatt den Auftakt für die diesjährigen Facharbeiterprüfungen. Die Henrichshütte stellte mit 7 technischen Zeichnern den Hauptteil der Prüflinge. Die restlichen sechs kamen von den Firmen Orenstein & Koppel, Köppern und von Leo Gottwald. Unter Aufsicht von Vertretern der Industrie- und Handelskammer Bochum und Ausbildern der Lehrwerkstatt schwitzten die Prüflinge über ihren Aufgaben. Die Prüfungen für Dreher, Schweißer und Schmiede fanden ebenfalls im Laufe des Februars statt.



Das „gestohlene“ Bild

Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen, mit der Überschrift ist nicht gemeint, daß die junge Dame auf unserem Foto ein Bild gestohlen hat. Täter war ganz im Gegenteil der Fotograf. Er sah im Trubel des Winterschlußverkaufs eine Dekorateurin, die dabei war, eine Schaufensterpuppe zu entkleiden. Der Fotograf sah das, die Dekorateurin sah ihn und rief etwas wie: „He, was soll das!“, er knipste und hatte ein Bild „gestohlen“. Bilder dieser Art können mitunter verletzend sein, dies aber ist eins von der freundlichen Sorte, und deshalb bringen wir es trotz „Diebstahls“.

Foto: Ahlborn